Princeton University Library
32101 066917517

BUCHSTETTER

DAS FÜRSCHEN DER GNÄDIGEN FRAU
UND ANDERES

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

Gustav Hochstetter

Das Füsschen der gnädigen Frau

Gustav Hochstetter

Das Füßchen der gnädigen Frau

Gustav Hochstetter

Das Füßchen der gnädigen Frau

und Anderes

1912

München und Leipzig bei Georg Müller

Umſchlagzeichnung und fünf Bildbeigaben von
Franz von Bayros

Copyright 1912 by Georg Müller in München

Das Füßchen der gnädigen Frau

Das Füßchen der gnädigen Frau.

Ich wollte eben die neuesten Abendzeitungen studieren, als mein Freund Eugen an den kleien Marmortisch herantrat. Eugen im Caféhaus! Das war eine Sensation, der zuliebe ich wohl die Blätter einmal ungelesen lassen konnte. Eugen war ein richtiger Bär. Er ging nie unter das, was man in Berlin Leute nennt, er kam nie ins Café und war bei keiner gesellschaftlichen Veranstaltung zu sehen.

„Darf ich mich zu dir setzen?" Er zog seinen Paletot aus. Sensation über Sensation: Eugen trug einen beinahe tadellosen Frack und eine fast weiße Krawatte!

„Alle Wetter," rief ich, „ist etwa die Premiere deines Trauerspiels auf heute verlegt worden? Ich denke, die ist erst in drei Wochen?"

„Nein, nein," begütigte er, „es handelt sich heute um kein Trauerspiel, die Sache ist ernster: ich gehe heute abend in Gesellschaft! Ich bin hier im Hause, zwei Treppen hoch, auf acht Uhr eingeladen."

„Bei Kißlings?" ergänzte ich unvorsichtigerweise.

(RECAP)
3458 A77 v.1
554310

„Kennſt du Kißlings?“ meinte er mit einem gewiſſen Mißtrauen.

„Doh — ich war zwei- oder dreimal oben.“

Er ging auf das Thema mit lebhaftem Intereſſe ein: „Lebt die Frau glücklich mit ihrem Mann?“

Ich ſtellte diplomatiſch ein Bündel von Gegenfragen: „Wo haſt denn du dieſe Bekanntſchaft gemacht? Ich denke, du haſt jetzt mit den Proben zu deinem Trauerſpiel genug zu tun? Da knüpfſt du noch neue Freundſchaften an?“

„Hm,“ knurrte er verlegen und fuhr ſich mit den Fingern durch das halblange, leicht ergrauende Kopfhaar. „meine Proben haben ſogar eigentlich die Bekanntſchaft vermittelt. Ich kann jetzt nicht jeden Mittag nach meiner Junggeſellenbude in den wilden Weſten hinausfahren, um mich von meiner eigenen Köchin abfüttern zu laſſen. Manchmal eſſ' ich nun in der Stadt. Und vorgeſtern, bei Kempinski, wie ich allein an ſo einem mittelgroßen Tiſch ſchlemme, ſetzt ſich ein nettes, rundes, molliges, blondes Frauchen zu mir. Mit der ‚Berliner Illuſtrierten‘ in der Hand. Beſtellt zunächſt ihr Eſſen, blättert dann in ihrer Zeitung, ſieht mein Bild darin . . .“

„. . . unter den ‚Autoren der kommenden Saiſon‘, nicht wahr? . . .“ unterbrach ich ſachverſtändig.

„Sie blinzelt ein paarmal von dem Bild zu mir, von mir zu dem Bild, und wie ſie merkt, daß ich dieſe Pupillenbewegung mit Wohlgefallen verfolge, ſagt ſie ganz ungeniert zu mir: ‚Wiſſen Sie, Herr Doktor, in Wirk-

lichkeit ſchauen Sie aber viel netter aus als auf dem Bild.' Das hat ſie geſagt. Iſt das nicht ein koloſſaler Erfolg?"

„Ein koloſſaler Erfolg," beſtätigte ich.

„So gab ein Wort das andere; ſie ſagte, gleich käme auch ihr Mann, und dem ſolle ich ſagen, ſie und ich kennten uns ſchon lange, ich ſei ihr mal auf dem Preſſeball vorgeſtellt worden. Sie gab mir ihre Adreſſe und ſagte mir, wann ſie zu Hauſe und wann ihr Mann nicht zu Hauſe iſt. Na — iſt das nicht ein hervorragend koloſſaler Erfolg?"

Da er hier eine erwartungsvolle Pauſe machte, blieb mir nichts übrig, als ihm ſeinen hervorragend koloſſalen Erfolg zu atteſtieren. Mit ſichtlicher Selbſtzufriedenheit fuhr er fort: „Während ſie und ich noch plauderten, kam ihr Mann. Sie ſtellte vor. Eigentlich gar kein übler Menſch, aber doch immerhin Kaufmann, Alltag, Proſa. Während unſereiner — nicht wahr? Um ihrem Mann Platz zu machen, rückte ſie näher zu mir heran, und im gleichen Augenblick ſpürte ich auch ſchon ihren —"

Er unterbrach ſich jäh.

Eine Verlegenheitspauſe entſtand.

„Beinahe," ſtammelte er endlich, „beinahe hätte ich jetzt etwas ausgeſprochen was man nicht ſagen darf." Dann ſchwieg er weiter.

„Weißt du was?" nahm ich jetzt das Wort. „Wenn du es mir nicht ſagen darfſt — vielleicht ſage ich

es dir? ... Nicht widerſprechen ... Ganz hübſch ſtille; ich erzähle weiter ... alſo: im gleichen Augenblick, wo das hübſche Frauchen ſich neben dir niedergelaſſen hatte, ſpürteſt du ... ihr Füßchen auf deinem Stiefel!"

„Woher weißt du?"

„Tu' nicht ſo geknickt! Ich weiß noch viel mehr! Soll ich fortfahren? Deine Augen ſuchten nun die ihrigen, aber die blieben an der verheißungsvollen Sprache des Füßchens vollkommen unbeteiligt. — ... Endlich wurde der Gatte für einen Augenblick weggeſchickt ... nicht wahr?"

„Ich ſtaune. Woher weißt du? Er ſollte eine Anſichtskarte holen."

„Und während ihr beide nun wieder allein wart, lud ſie dich ein, morgen zur Teeſtunde deine Aufwartung zu machen. Du erhobſt anſtändigerweiſe den Einwand, daß der Gatte dich ebenfalls auffordern müßte ..."

„Fabelhaft — woher weißt du das nur alles?"

„Und immer noch mehr weiß ich: nachdem der Gatte wieder am Tiſch war, wurdeſt du ſelbſt für ein Veilchen weggeſchickt."

„Allerdings. Seine Anſichtskarte mißfiel ihr. Ich ſollte eine geſchmackvollere ausſuchen. — Woher weißt du nur? Hat ſie dir erzählt —?"

„Keinen Ton. Aber ich weiß noch viel mehr: als du wieder am Tiſch warſt, lud dich der Gatte ein, bald einen Beſuch zu machen. Selbſtverſtändlich kamſt du, —

. . . gleich am nächſten Nachmittag . . . zur Teeſtunde . . . trafſt die Gnädige allein . . . genau, wie ſie dir verſprochen hatte. Sie war gleich in den erſten Minuten rieſig lieb zu dir . . . du wiegteſt dich in den kühnſten Erwartungen . . . du dachteſt dir: ‚Wenn ſie ſchon in der erſten Viertelſtunde ſo lieb zu mir iſt, wie lieb wird ſie erſt in der zweiten Viertelſtunde ſein!‘ . . . Nicht wahr?“

„Himmel, ja! Das dacht’ ich! Aber woher weißt du denn das? Was ich gedacht habe, kann dir doch kein Dritter erzählt haben?“

„Reg’ dich nicht auf — es kommt noch beſſer. Ich weiß auch, daß die Hoffnungen, die du auf die zweite Viertelſtunde ſetzteſt, ſich nicht realiſiert haben. Und ich weiß auch, warum nicht. Die zweite Viertelſtunde hatte noch kaum begonnen, da klingelte es draußen. Das liebe, runde, mollige, blonde Frauchen machte große Augen und flötete erſchreckt: ‚Wer mag denn da kommen?‘ Sie ging für einen Augenblick nach dem Korridor, kam aber gleich wieder in den Salon und flüſterte warnend: ‚Es iſt meine Mama, ſeien Sie vorſichtig!‘ Stimmts?“

„Es ſtimmt!“ ſchrie Eugen, und ſeine Finger ſauſten nur ſo durch das halblange Kopfhaar, „du biſt ein Teufelskerl! Kannſt du mir etwa auch ſagen, was wir vor der Mama geſprochen haben?“

„Oh — ſo ziemlich. Warte mal . . . alſo . . . das blonde Frauchen ſtellte dich vor als den großen Bühnendichter, deſſen Premiere wir geſpannt erharren; ſie ließ

durchblicken, daß ſie bei deiner Premiere nicht fehlen werde ... dabei ſaß ſie neben dir ... du fühlteſt wieder ihr Füßchen auf deinem Schuh und ſtellteſt ihr zwei Premierenplätze zur Verfügung ... jetzt begann auch die Mama ſich für die Sache zu intereſſieren ... das Füßchen ruhte noch immer auf deinem Schuh ... du ſtellteſt der Mama a u ch zwei Plätze zur Verfügung ... dann ſprach die blonde Frau von deinem letzten Roman, den ſie leider noch nicht beſäße ... ihr Füßchen drückte noch immer deinen Stiefel ... du verſprachſt, den Roman zu ſchicken ... ‚Mit einer Widmung', bat ſie ... das Füßchen drückte, und du verſprachſt die Widmung ... und dann? ... Dann zog ſich das Füßchen zurück. Du erhobſt dich. Die Mutter blieb ſitzen. Die blonde Frau begleitete dich in den Korridor hinaus ... ließ aber die Salontür leider offen ... und verſprach dir flüſternd, daß du ſehr bald zu abends eingeladen würdeſt — ... Sie hielt ihr Verſprechen ... und heute ſtieg mein Freund Eugen, der ſeit drei Jahren keine Geſellſchaft mehr mitgemacht hat, in den Frack, um bei Herrn und Frau Kißling das Souper einzunehmen."

Jetzt erſt ſah ich: mein Freund Eugen zitterte vor Erregtheit. Ich merkte zu ſpät, daß ich zu weit gegangen war. Er ſchwor, daß er ſo lang ſchlafloſe Nächte haben werde, bis er die unheimliche Quelle meiner verblüffenden Kenntniſſe erforſcht hätte. Da erkannte ich, daß für mich kein „Zurück" mehr exiſtierte. Und unter ſtrengſter Diskretion gab ich ihm die Löſung des Rätſels.

„Lieber Freund," gestand ich, „auch zu mir hat sich diese blonde Frau einmal an den Tisch gesetzt. Auch ich habe ihr Stiefelchen auf meinem Fuß gefühlt. Auch ich wurde dem Gatten vorgestellt und mußte zum Tee kommen. Auch bei meinem Teebesuch erschien Mama unerwartet nach der ersten glückverheißenden Viertelstunde. Nur ließ ich mich nicht so leicht abschrecken. Ich erschien zu fünf Tees und zu drei Soupers: sooft und solange die blonde Frau neben mir saß, ruhte ihr Füßchen auf meinem Schuh, aber weiter kam ich nicht bei ihr . . . nicht einmal ihre Augen nahmen teil an dem, was ihr Füßchen versprach. Allmählich wurde ich mit dem oder jenem aus ihrem Kreise vertrauter; vorsichtig fragend brachte ich's heraus, wie der eine und wie der andere in dieses Haus gelangt war — ich will dich nicht auf die Folter spannen: lieber Eugen, es war bei allen die gleiche Geschichte! Der Zauberbann des kleinen Füßchens hatte sie alle hierher geführt! Diese Frau konnte nicht ohne ‚Gesellschaft' leben, ohne jene ‚Gesellschaft', die weder ihr Bildungsgrad, noch die finanzielle Lage ihres Gatten ihr schaffen konnte — da wählte sie das einfachste Mittel, sie ließ ihr Füßchen auf fremden Stiefeln tanzen, und — die ‚Gesellschaft' war da! Wen traf ich nicht alles bei ihr? Und war nicht jeder ihr Sklave, der Sklave ihrer ‚Gesellschaft'? Der Tenor mußte gratis singen, der Maler mußte gratis ihr Porträt malen, der Schauspieler mußte gratis deklamieren, der Dichter mußte die Freiplätze fürs Theater, der Redakteur Freikarten für die

großen Bälle beſchaffen — ſo hatte jeder ſeine Miſſion, und eines jeden Lohn war, daß das Füßchen ihm Verſprechungen gab, von denen nicht der winzigſte Bruchteil ſich erfüllte. Das Füßchen lügt! Dieſe kleine blonde Frau hat ſich nicht das Geringſte vorzuwerfen, ſie iſt die treueſte Gattin auf der Welt. Mit ihrem Füßchen zieht ſie intereſſante Herren ins Haus — und die Damen erſcheinen ja überall gern, wo intereſſante Männer zu finden ſind. Mit ihren Füßchen ſtampft ſie ſich die ‚Geſellſchaft' aus der Erde, die ‚Geſellſchaft', ohne die ſie nicht exiſtieren kann. — — So mein Freund, und nun geh' hinauf und bring' ihr deinen neueſten Roman mit der herrlichen Widmung, und bring' ihr die Anweiſung auf ihre Premierenbilletts! Das Füßchen hat alles redlich verdient!"

„Ihr Füßchen lügt!" Eugen zerkaute mein Wort förmlich. „Ihr Füßchen lügt! Ich gehe nicht hinauf! Mich ſo zum beſten zu halten! Alles das nur um ein Buch und um ein paar Theaterkarten!" Er ſtand auf; wütend warf er ſeinen Havelock um die Schultern.

„Wohin ſo eilig?" fragte ich geſpannt.

„Ans Telephon!" rief er, „ich werde meine Abſage hinauftelephonieren! Nur zuvor einen Augenblick auf die Straße hinaus, in die friſche Luft — ſonſt ſchrei' ich vor Wut den Apparat entzwei!" Und weg war er.

Ich blieb noch eine Viertelſtunde. Als ich das Café verließ, wählte ich den „zweiten" Ausgang, den durch

den Hausflur. Und da ſah ich, wie eben ein Havelock die Treppe hinaufſtieg!—: Eugen hatte nicht telephoniert, nicht abgeſagt. Gehorſam ſchritt er die Treppe hinan zu Kißlings. Das lügende Füßchen erwartete ihn. . . .

Der Koffer auf der Gondel.

Frau von Parkowitz auf Parkowitz war stark. Frau von Parkowitz war sehr stark. Nicht etwa so stark, daß sie zwei Zentner hob, wohl aber so stark, daß sie zwei Zentner wog. Kann man es ihrem Hausarzt übelnehmen, daß er ihr viel Bewegung verordnete? Nein. Aber man kann es auch ihrem Schneider nicht übelnehmen, daß er ihr diese viele Bewegung verbot. Der Arzt wünschte die üppige Fülle ein wenig zu verringern. Der Wunsch des Schneiders dagegen war, die Rundungen ungemindert zu konservieren; denn er fand, daß sie ihre Besitzerin ganz vorzüglich kleideten. Frau Luise von Parkowitz hatte solch ein liebes, süßes, fettes Gesichtel und solch eine herzige, runde, pralle Figur, daß eines ohne das andere nicht denkbar gewesen wäre. Frau Luise war eine Dame, also folgte sie dem Schneider lieber als dem Arzt. Und so lebte sie denn dahin in einem Embonpoint, das selbst dem anspruchsvollen Maler Ernst Heilemann ein Ah des Er-

ſtaunens hätte entlocken müſſen. Ihre Figur kam zur glänzendſten Wirkung in den gutſitzenden Kleidern, die der teure Schneider für die Dame unter Aufwand ſeiner höchſten Künſtlerſchaft anfertigte.

Herr von Parkowitz auf Parkowitz war ſo ſchlank, wie ein geſunder mittlerer Dreißiger es ſein ſoll. Aber er war geſchmackvoll genug, ſeine Schlankheit durch die Kleidung nicht allzu ſtark zu betonen; denn er wußte, daß in der äußeren Erſcheinung der Ehemann als Hintergrund für die Gattin zu wirken hat — und zwar nicht durch Kontraſt, ſondern durch Harmonie. Am geſchickteſten verbarg er ſeine Schlankheit durch jene feſte, dicke, grüne Lodenjoppe, die er in Parkowitz trug, wenn er über Feld ritt. Frau Luiſe hätte Gott weiß was drum gegeben, wenn ihr heißgeliebter Heinz dieſe Joppe auch anſtatt Smoking und Frack hätte tragen können. Das ging natürlich nicht. Aber auf der Fußtour durch Tirol, die für den Herbſt trotz des Schneiders endgültig beſchloſſen war, — auf dieſer Fußtour wenigſtens ſollte Heinz ſeine ſchöne, grüne Joppe tragen! Und als man ſich an einem ſchönen Septembermorgen in den Landauer ſetzte, um zum Bahnhof zu fahren, trug Heinz w i r k l i c h die grüne Joppe. Für Frau Luiſe hatte der teure Schneider ein Kleid aus dem g l e i c h e n grünen Lodenſtoff fertigen müſſen, und unter Aufbietung einer nicht mehr zu übertreffenden Kunſt hatte er das Wunder zuwege gebracht, daß die gnädige Frau auch in dieſer wetterfeſten Tracht kaum korpulenter ausſah, als in ihren anderen Koſtümen.

In grüner, warmer, wasserdicht imprägnierter Lodenharmonie marschierte das Ehepaar durchs herbstliche Tirol. Die Tage in Innsbruck, Gossensaß und Bozen waren von milder Sommerpracht überflutet. Aber hinter Toblach wurden die herbstlichen Tage von etwas ganz anderem überflutet, nämlich von einem Bindfadenregen, der mindestens ebenso wetterfest war wie die grünen Lodenkostüme. Wie man in Toblach das große Gepäck als Eilgut nach Venedig vorausſandte, da war man noch guten Mutes und dachte, der Regen würde gleich hinter Landro oder spätestens hinter Schluderbach aufhören. Als aber der Misurina-See erreicht war und die wasserdichten Loden stets nasser und nasser geworden waren, da schrumpfte die Hoffnung auf gut Wetter immer mehr zusammen und mit ihr die Lust zu weiteren Fußmärschen.

Ein Vergnügen ist es nicht, in den Dolomiten umherzumarschieren, wenn alle Wege in Schokoladensauce getaucht sind und alle Berge in graue Nebelwatte verpackt. Da kann der dickste Lodenanzug nicht hindern, daß einem recht kühl ums Herze wird. Und wenn man dann auf dem Hoteltisch in Cortina ein Zeitungsblatt erwischt, worinnen zu lesen steht: „Venedig — wolkenlos . . .", dann setzt man sich, so rasch es geht, in den Dolomiten-Autobus; der rasselt in fünf Stunden durch hunderttausend Pfützen hindurch nach Belluno, und von da ist es mit der Eisenbahn ein Katzensprung bis zur bellissima Venezia . . .

„Wo ist jetzt eigentlich unser großes Gepäck?“ fragte Frau Luise, als der Zug über jene lange Eisenbahnbrücke rollte, die das Festland mit der Inselstadt Venedig verbindet. Und Heinz erklärte ausdrücklich, daß der Riesenkoffer, in dessen zahlreichen Abteilungen sechs Herrenanzüge, zehn Damenkostüme, zwei Federhüte und zahlreiche andere Kleinigkeiten schlummerten, längst als Eilgut im Grand Hotel des Bains auf dem Lido angekommen sein müsse. — „Der Weg, den der Koffer zurückzulegen hatte,“ dozierte Heinz, „zählt doppelt soviel Kilometer, wie der Weg von unserem Gut nach Berlin. Von Parkowitz bis Berlin braucht Eilgut sechs Stunden — also kann der Koffer von Toblach bis Venedig höchstens zwölf Stunden gebraucht haben. Seit gestern muß er auf dem Lido liegen.“

„Gott sei Dank!“ hauchte Frau von Parkowitz. Und sie setzte den Fuß in die herrliche Lagunenstadt mit dem beglückenden Bewußtsein, innerhalb sechzig Minuten in den Besitz all der schönen mitgenommenen Kostüme zu gelangen und das Lodenkleid, das in Venedigs Mittagssonne doch ein wenig warm war, endlich loszuwerden.

Ach, was war die Gondelfahrt herrlich — die wiegende Fahrt durch den Canale grande, durch die kleinen wegkürzenden Seitenkanäle und endlich über das Wattenmeer zum Lido! So prächtig hatte sie sich's nicht vorgestellt! Und wie schön würde erst das Wiedersehen mit dem großen Koffer sein, das die nächste Viertelstunde bringen mußte!

Mußte? Ach! Leider mußte ſie nicht. „Ihr Koffer?“ ſagte der überaus höfliche Hotelportier mit ſeiner tiefſten Verbeugung, „Ihr Koffer iſt noch nicht da, meine Herrſchaften!“

„Das muß ein Irrtum ſein. Wir haben ihn doch ſchon vor drei Tagen in Toblach als Eilgut nach Venedig aufgegeben,“ ſagte die gnädige Frau mit Beſtimmtheit.

„Und länger als zwölf Stunden kann er da doch nicht unterwegs bleiben,“ ſekundierte ihr der Gatte.

„Ach du lieber Gott!“ ſeufzte der Hotelportier höchſt vorſchriftswidrig. „Zwölf Stunden braucht das Eilgut in Toblach allein, bis es überhaupt abgeht!“

„Um Himmelswillen, wieſo denn?“ fragten zwei Münder a tempo.

„Ja, meine Herrſchaften, hierzulande wird Eilgut nur bei Nacht befördert. Die Tagzüge dürfen es nicht mitnehmen.“

„Na ſchön,“ meinte Herr von Parkowitz, „ob's bei Tage oder bei Nacht fährt, das iſt doch bei den paar Kilometern faſt das gleiche!“

„Ach du lieber Gott,“ ſeufzte der Portier wieder, „paar Kilometer? Achtmal umgeladen muß es werden!“

„Werden durchs Umladen die Kilometer länger?“

„Nein. Aber befördert wird Eilgut nur bei Nacht; und umgeladen wird es nur bei Tage ... Verzollt wird's auch nur bei Tage.“

„Da bleibt unſer Koffer alſo immer einen Tag liegen? . . . fährt wieder ein halbes Stündchen? . . . und bleibt wieder ein halbes Stündchen liegen? . . . Da kann's ja eine Woche dauern, bis er ankommt?"

„Eine Woche? Wenn die Herrſchaften Glück haben. Aber weiß ich, ob die Herrſchaften Glück haben? Und wenn die Herrſchaften kein Glück haben —"

Weiter ſprach der Portier nicht; denn an dieſer Stelle fiel die grüne, dicke, deutſche Lodendame in eine Ohnmacht, aus der ſie erſt erwachte, als der kluge Hoteldirektor hinzugekommen war und ihr wiederholt die Troſtesworte zurief, der Koffer könne vielleicht trotz alledem ſchon morgen ankommen. Das war eine Lüge — aber es half. Die gnädige Frau kam wieder zu ſich . . .

Nun begann eine ſchwere Leidenszeit für das Parkowitzſche Ehepaar; ſie bewohnten zwar eines der teuerſten Zimmer im Hotel, — aber ſie konnten ſich weder zum Frühſtück noch zum Lunch, geſchweige denn zum Diner in den Speiſeſaal wagen. In allen Räumen des Hotels ſtrotzte ihnen der üppigſte Toilettenluxus entgegen — ſie allein ſchlichen geknickt in ihren grünen Lodenkleidern umher. Die Sonne brannte, als ob man Mitte Juli ſchriebe; die Kavaliere gingen in federleichten Baſtanzügen, ihre Damen in ſpinnwebdünnen Seidegewändern — das Ehepaar von und zu Parkowitz transpirierte in wetterfeſtem Lodenſtoff. Der Rucksack, der wackere Begleiter des Fußmarſches, enthielt nicht ein Fädchen, das zum „Wechſeln" dienen konnte.

Und der Koffer bummelte als „Eilgut" irgendwo in Oeſterreich oder Italien herum! . . . Daß die Gnädige bei ihrer Figur in den Kaufläden Venedigs ein fertiges Kleidungsſtück finden würde — ach, es war ein ſchöner Traum, der ſchon bei den erſten Verſuchen erbarmungslos zerflatterte. Und für die Erſchaffung eines ſolchen Wunderwerks begehrten die venezianiſchen Kleiderkünſtler eine Friſt, binnen welcher der Koffer bequem hätte ſechsmal um den Aequator befördert werden können. Es half alles nichts — die gnädige Frau mußte ſich behelfen, bis das Eilgut ankommen würde! Und der gnädige Herr? Er hätte für ſeine Figur wohl fertige Anzüge gefunden. Aber durfte er ſeiner lodenbeſchwerten Gattin das Leben noch ſaurer machen, indem er neben ihrer grünen Fülle in einem leichten Tennisanzug daherflatterte? Daran war nicht zu denken. Kavalier bleibt Kavalier. Auch in Loden!

Wären ſie beide wenigſtens nicht ſo gebildet geweſen! Aber ſie verſtanden franzöſiſch, italieniſch und engliſch — ſie verſtanden alſo alle mißbilligenden Aeußerungen, von denen ſie auf ihren Wegen ohne Pauſe verfolgt waren.

„Wenn die Leute kein Geld für ordentliche Kleider haben, ſollen ſie nicht nach Venedig fahren!" — „Menſchen in ſolchem Aufzug dürfte ein anſtändiges Hotel einfach nicht aufnehmen!" — „So können aber auch nur Deutſche in der Welt herumlaufen!" . . . So nette Dinge bekamen ſie zu hören, ſobald ſie ſich aus ihrem

Zimmer nur auf den Hotelkorridor hinauswagten. Und ein Mal am Tage muß man doch mindestens auf den Hotelkorridor ... Zwei Herren sagten sogar zueinander: „Ein Lodi-Kostüm ist doch kein Lido-Kostüm!" Aber die waren selber bloß Deutsche.

Dazu fährt man nur nach Venedig! Auf den Lido! Um in einer Hotelstube zu sitzen, und sich weder nach der Badeanstalt noch nach irgendeiner Sehenswürdigkeit trauen zu dürfen! Wagten sie sich auf den Markusplatz, so schauten sich schon auf dem Dampfschiff die Passagiere boshaft lächelnd nach ihnen um; und die Tauben auf dem Platz, die jedem andern das Futter aus der Hand picken, flogen vor ihnen entsetzt davon, weil der Tritt der nagelbeschwerten Gebirgsschuhe sie erschreckte. Ungenagelte Schuhe, — das war das Einzige, was Heinz von Parkowitz sich für sein Leben gern gekauft hätte — aber seine Gattin erklärte, zu ihrem grünen Lodenkleid paßten nur Nagelschuhe ... und gegen diese Feststellung erwies sich jeder Einwand als wirkungslos, selbst als der Sakristan am Sonntag Morgen die Lodenträger wegen des Klappergeräusches aus der Markuskirche sanft hinausgeleitete.

An dem Verschlag des Hotelportiers wartete ein wachsendes schaulustiges Publikum auf das grüne Lodenpaar, das jeden Tag zehnmal nach dem problematischen Eilgutkoffer fragte. — Um nicht immer auf dem Zimmer speisen zu müssen, versuchten die armen Reisenden ihr Heil ein paarmal in obskuren ita-

lieniſchen Kneipen auf dem Hinterland der Rialtobrücke. Das Eſſen ſchmeckte ihnen dort abſcheulich, und ſein Genuß hatte nur den einen Erfolg, daß das unglückliche Paar ſich jetzt noch öfter als zuvor auf dem Hotelkorridor blicken laſſen mußte. Am liebſten hätten ſie ſich ein Plakat umgehängt mit der Aufſchrift: „Unſere Kleider ſind als Eilgut unterwegs!"

So entſchwand ein warmer, ſchöner und doch ſo gräßlicher Septembertag nach dem andern. Zwölf Tage in Venedig und noch immer kein Koffer in Sicht! Am erſten Oktober mußten ſie zuhauſe ſein, weil ein neuer Verwalter eintrat. Bisher war man — ſchon aus Trotz gegen das Schickſal — feſt entſchloſſen, nicht eher abzureiſen, als bis der Koffer da war! Ein Mal wenigſtens mußte man ſich den Hotelgäſten in full dress gezeigt haben — die Gnädige in ihrem neuen Seidenen, er in ſeinem famoſen jüngſten Frack!

Noch vierundzwanzig Stunden, dann hieß es: Abfahrt ohne Rehabilitation! . . .

Man mußte alles tun, um dieſe Peinlichkeit zu vermeiden. Man mietete einen Gondoliere mit dem Auftrag, heute den ganzen Tag am Eilgutamt zu warten, ob nicht der Koffer am Ende doch noch ankäme, und das heißerſehnte Gepäckſtück ſofort bei der etwaigen Ankunft ſchleunigſt ins Hotel zu ſchaffen. Um acht Uhr früh bezog der ſchwarzhaarige Eilgutwächter ſeinen Poſten. Um zehn hatte er noch nichts von ſich hören laſſen. Da wurde unſeren Grünlodigen die Zeit

zu lang; sie warfen sich in eine zweite Gondel und befahlen: „Zum Eilgutamt!“

„Welche Ironie,“ sagte in der Gondel der grüne Lodenmann zu dem grünen Lodenweib, „merce a grande velocità“ heißt „Eilgut“ auf italienisch! Ist das eine grande velocità, wenn jeder Kilometer einen Tag dauert? Das ist eine piccola velocità, eine piccolissima velocità, das ist überhaupt keine velocità, das ist ganz einfach eine gottverdammte Bumm—“

„Bummelei“ hatte Herr von Parkowitz sagen wollen. Aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Mit stieren Augen schaute er nach rechts hin über das Wasser. Die Gattin folgte dem Blick. Bald schaute sie ebenso stier nach dem gleichen Punkt. Drüben an der Ecke, wo der canale grande anfing, bewegte sich langsam und schwerfällig eine Gondel übers Wasser, deren Führer aussah wie unser schwarzhaariger Eilgutwächter; und in der Mitte des Fahrzeugs lag — in wuchtiger Größe über die seitlichen Gondelränder hinausragend . . . ein Koffer! Mit heißen Sehnsuchtsrufen wurde der Gondelführer angespornt, scharf auf jenes Fahrzeug dort drüben zuzusteuern.

„Er ist es!“ schrie die Gnädige, deren Luchsaugen das Zeichen „v. P.“ an der Kofferwand erkannt hatten. Näher kamen einander die beiden Gondeln, näher rückte die Stunde der Erlösung von dem gräßlichen grünen Lodentum. Mit einem sanften Stoß glitten die beiden Schiffchen aneinander vorüber — da konnte es die

Gnädige nicht länger aushalten. Ein Ruck und ſie war drüben in der anderen Gondel bei ihrem Koffer.

Hier wandelt ſich das Luſtſpiel zur Tragödie. Die Gnädige hatte vergeſſen, daß ſie zweihundert Pfund wog. Dieſem Anſturm war keine Gondel gewachſen. Der Koffer kam ins Gleiten. Sanft neigte er ſich nach jener Seite, von der aus die Gnädige das Gefährt ſo plötzlich beſtiegen hatte. Erſt glitt er ſanft, nachher raſcher, dann ſehr raſch . . . und ſchon ſchwamm er fett und majeſtätiſch dahin auf den Fluten, die Venedig vom Lido trennen. Die beiden Schiffer hätten den Ausreißer vielleicht feſthalten können — aber ſie hatten alle Hände voll zu tun, um ſeine Eigentümerin vor der allzu innigen Bekanntſchaft mit dem feuchten Element zu bewahren. Frau Luiſens grüner Lodenrock war trotz ſeiner verbürgten Waſſerdichtigkeit bereits patſchnaß geworden. Aus ſeinen Falten triefte ein erheblicher Waſſervorrat auf die Stelle hin, wo kurz zuvor das Gut mit der grande velocità geſtanden hatte.

„Dieci lire dem, der den Koffer rettet!“ ſchrie Herr von Parkowitz in ſeinem beſten Italieniſch.

„Venti lire!“ überbot ihn die Gnädige, „cinquanta lire! cento lire!“ . . .

Genau ſo, wie das Ehepaar einander in der Belohnung überbot, ſo überboten ſich die Gondelführer im Rettungswerk. Es war als ob plötzlich alle Gondeln von Venedig ſich ein Stelldichein gegeben hätten. Hatte ein Gondoliere glücklich mit ſeiner Stange den Koffer erwiſcht, ſo ſtieß ihn ein zweiter weg, weil er ſelber die

cento lire verdienen wollte. Der Koffer aber, ihm gings wie weiland dem Becher des Königs von Thule, man — „ſah ihn ſtürzen, trinken . . . Und ſinken tief ins Meer . . .“ Und das war das erſte Mal, daß ſich der Koffer wirklich „a grande velocità“ bewegte. Weg war er — ſpurlos verſchwunden.

Die Leidtragenden gondelten nach ihrem Hotel zurück. Als man ſich am nächſten Morgen zur Fahrt nach dem Bahnhof rüſten mußte, war der garantiert waſſerdichte Lodenrock noch immer nicht ganz trocken geworden. — — —

Der neue Verwalter trat am erſten Oktober ein. Am fünften Oktober trat er wieder aus, weil er bei einer ſo mürriſchen und verdrießlichen Herrſchaft keine Woche bleiben wollte.

Die feuerſpeiende Schreibmaſchine.

Es war einmal in der vierten Etage eines rieſigen Warenhauſes ein großer, großer Büroraum. Durch breite Fenſter flutete das Licht des Tages in dieſen weiten Saal und fiel auf hundert fleißige junge Damen, die vor hundert emſig klappernden Schreibmaſchinen zu ſitzen pflegten. Die Schreibmaſchinen waren — wie ein Trupp marſchierender Soldaten — in geraden Reihen ausgerichtet und ſtanden ſo, daß jede Stenotypiſtin ordnungsmäßig das Tageslicht von der linken Seite erhielt. Eigentlich war nichts Märchenhaftes und nichts Poetiſches in dieſen Räumen; ſelbſt die braunen, blonden und ſchwarzen Köpfchen, die ſich zu den Maſchinen neigten, ſchienen in dieſem Milieu den leichten Schimmer von Poeſie zu verlieren, der jeder jungen Frauengeſtalt eignet. Von morgens neun bis abends acht nur ein wenig Geplapper, ſehr viel Geklapper, aber nichts Poetiſches und nichts Märchenhaftes. Von morgens neun bis abends acht . . .

Zehn Minuten nach acht wurde das alles anders . . . Zehn Minuten nach acht . . .!

Um viertel vor acht begannen die Damen ihre Fingerchen vom Staube des Arbeitstages zu reinigen; fünf Minuten vor acht klappten sie die hundert schützenden Blechdeckel über die hundert Schreibmaschinen; und wenn die schrillen Hausklingeln verkündeten, daß die achte Stunde zu Ende war — da entflohen die hundert Stenotypistinnen mit staunenerregender Pünktlichkeit, und es dauerte nur wenige Augenblicke, bis ihr heiteres Plaudern verhallt war in dem Korridor, der zu den Treppen und zu den Lifts führt.

Wenn die großen Normaluhren, die in den weiten Schreibsälen über den Türen prangen, die neunte Minute der neunten Stunde melden, — o, dann geht ein seltsames Raunen, Tuscheln und Knacken durch den langgestreckten Raum. Die braven Schreibmaschinen, die den Tag über im harten Frondienst der Büroarbeit klappern mußten, fangen jetzt an, sich gemütlich miteinander zu unterhalten. Die Schreibmaschinen sind kluge Geschöpfe und haben feine Nerven; bei jedem Fehler, den die Schreiberin tippt, weiß die Maschine sofort, was in dem kleinen Köpfchen vorging, während der Fehler getippt wurde. Wenn ein b l o n d e s Fräulein fehlgetippt, gleich weiß die Schreibmaschine, an welchen s c h w a r z e n Herrn da gedacht wurde; wenn sich ein s c h w a r z e s Fräulein vertippt, wurde immer an einen b l o n d e n Jüngling gedacht; und wenn die Braunen sich vergreifen, das ist am allermerkwürdigsten, die denken gleich an ein ganzes Farbensortiment! Die Schreibmaschinen haben Zeit genug, sich gründlich

auszuplaudern; von acht Uhr zehn abends weilt kein menſchliches Weſer in dieſem Raum bis morgens um ſieben; da kommen die Hausdiener mit den Vakuumreinigern; dann iſt es aus mit Raunen und Tuſcheln und Knacken.

Und einmal geſchah ein großes Wunder. Der erſte Büro-Chef, der ausnahmsweiſe eine volle Stunde früher gekommen war als ſein untergeordnetes Schreibperſonal, ſetzte ſich um acht Uhr morgens an die Schreibmaſchine Nummer achtundvierzig — an die drittletzte in der fünften Reihe — und tippte auf dieſer Maſchine, an der er durchaus nichts zu ſuchen hatte, einen Brief an die wunderhübſche, zierliche Blondine, die ſonſt an eben derſelben Maſchine zu ſitzen pflegte. Er ſchrieb der graziöſen kleinen Dame, daß ſie ſein Herz gefangen halte, daß er ſie über alles liebe, daß er ohne ſie nicht länger zu leben vermöge und daß ſie ihn unbedingt erhören müſſe, wenn ſie nicht die Schuld eines fürchterlichen Selbſtmordverbrechens auf ihre zartgerundeten Schultern laden wolle. Der Büro-Chef ſchrieb Seite um Seite; immer leidenſchaftlicher wurde der Ton ſeines Briefes, immer *glühender* die Schwüre, immer *lodernder* die Bitten, die er in die Taſten der Maſchine hineinſchleuderte — und als eben mit *hell aufflammenden* Wünſchen die zwölfte und letzte Quartſeite ſeines Schreibens ſchloß, da war er und mit ihm die Maſchine dermaßen *in Glut geraten*, daß das unterſte Ende des letzten Quartblattes faſt *zu brennen* begonnen hätte. Ein

leichtes Rauchwölkchen erhob sich bereits, als des Büro-Chefs hurtige Hand den letzten beschriebenen Bogen aus der Maschine zog. Aber Verliebte sind blind, und so sah der Büro-Chef nichts von dem leichten Rauchwölkchen und nichts von der kleinen Brandspur, die den unteren Rand des Blattes färbte . . . Im gleichen Augenblicke trat eine Stenotypistin in den Schreibsaal, die Pünktlichste von allen und zugleich die Häßlichste — denn die Häßlichen sind ja immer die Pünktlichsten. Als der Bürochef die pünktliche Schreibdame erblickte, versenkte er das zwölfseitige Schriftstück flink in seine linke Busentasche; die nächsten Stunden sollte es da an seinem Herzen ruhen . . . Ein paar Minuten später trat auch die reizende Adressatin des Schriftstücks in den Schreibsaal; nachdem sie mit ihren Kolleginnen zur Rechten und zur Linken einige Erinnerungen an die Erlebnisse des gestrigen Abends ausgetauscht hatte, wollte sie den Korrespondenzrest erledigen, der von gestern geblieben war; sie tippte: „Herren Gebrüder Friedländer und Maaß, Berlin C. Senden Sie uns baldgefälligst zehn Stück weiß Halbleinen . . ."

„Aber um Himmelswillen!" schrie da ihre Nachbarin zur Linken, „Fräulein Müller! Ihr Brief brennt ja lichterloh!"

Gleichzeitig kreischte ihre Nachbarin zur Rechten hell auf: „Es brennt! Zu Hilfe! Zu Hilfe!" . . .

Nun — gefährlich wurde der Brand nicht; die Maschine war ja ganz aus Eisen; so konnte nichts weiter verbrennen als der Briefbogen, und auch der wurde

noch zur Hälfte vor dem Flammentode gerettet. Das Peinliche an der Sache war zunächst nur, daß Fräulein Elfriede Müller den ganzen Brief nun noch einmal tippen sollte. Nachdem sie ihrer Entrüstung über diesen Umstand gebührenden Ausdruck verliehen hatte, begann sie von neuem zu schreiben: „Herren Gebrüder Friedländer und Maaß, Berlin C. Senden Sie uns baldgefälligst zehn Stück weiß Halbleinen . . ."

„Aber um Himmelswillen!" schrie da ihre Nachbarin zur Linken, „Fräulein Müller! Ihr Brief brennt ja schon wieder!"

Gleichzeitig kreischte die Nachbarin zur Rechten wieder hell auf: „Es brennt! Zu Hilfe! Zu Hilfe!" . . .

Und nun mochte man, so oft man wollte, einen neuen Bogen in die Maschine einführen — spätestens bei der dritten Zeile geriet er in Brand. Der Hausmechaniker kam, hämmerte an der Maschine herum, erklärte, daß jetzt alles gut sei, spannte einen neuen Bogen ein, begann zu schreiben und — hui! — flammte das helle Feuer an dem Bogen auf. Ein Ingenieur der Maschinenfabrik wurde telephonisch herbeigerufen; er schraubte die Maschine auseinander, setzte die Teile wieder zusammen, erklärte, daß jetzt alles in Ordnung sei, begann zu tippen und — hui! — stand wieder der Briefbogen in lichten Flammen. Und alle erzählten mit gelehrter Miene, daß sich da etwas klemme, scheuere oder reibe — aber keiner dachte daran, daß durch den feurigen Liebesbrief die Seele der Schreibmaschine in Brand geraten war, und daß diese feurige Seele jetzt

alles versengen mußte, was mit ihr in Berührung kam. So klug sind eben die Mechaniker noch lange nicht, um zu wissen, daß auch eine Schreibmaschine ihre Seele hat, genau so gut wie das Schreibfräulein, wie der Bürochef und wie der Mechaniker selbst . . . Nach stundenlangem Herumdoktern gaben's die Fachgelehrten endlich auf. Fräulein Elfriede Müller bekam sofort eine neue, nüchterne, brauchbare Maschine, und die alte, unbrauchbare mit der Feuerseele wurde einstweilen in einem Nebenraum untergebracht.

Elfriede verrichtete an diesem denkwürdigen Tage ihre Arbeit wie immer bis zu dem erlösenden abendlichen Klingelzeichen. Als sie dann in ihr möbliertes Stübchen kam, lag auf dem Tisch ein Kuvert. Sie öffnete es; ein liebeglühender, zwölfseitiger Brief kam zum Vorschein. Schön-Elfriedchen las und las und las, bis das kleine Herzchen ganz in Glut kam und überzeugt davon war, daß der Schreiber dieser vierhundert Zeilen es gut und ehrlich meinte. Da ging Elfriede noch am gleichen Abend in das Caféhaus, wo der Briefschreiber ihrer harrte, und wurde seine Braut. Aber seine heimliche Braut; denn er sagte, im Geschäft dürfe man noch nichts davon erfahren, das würde ihnen übel ausgelegt.

In den Wochen, da Elfriede und ihr heimlicher Bräutigam das Glück der verborgen blühenden Liebe genossen, bastelte wohl ab und zu einmal der Hausmechaniker an der feuerspeienden Schreibmaschine herum. Aber er verstand nicht, ihre Seelenglut zu bannen.

Am Ende beſchloß er, die Finger von dieſer undankbaren Arbeit zu laſſen ... So vergingen Wochen, Monate.

Aber die Männer ſind ſchlecht. Der heimliche Bräutigam wurde Elfriedens nach einem Vierteljahr überdrüſſig. Zunächſt ſetzte er's durch, daß ihr von der Geſchäftsleitung gekündigt wurde und daß ſie bei der Konkurrenz eine Stelle annahm. Dann aber, um ſie ganz und gar loszuwerden, dachte er ſich in ſeinem bitterböſen Herzen einen entſetzlichen Abſchiedsbrief zurecht — den wollte er an Elfrieden ſchicken, damit alles gänzlich aus und vorbei ſei. Wieder kam er des Morgens eine Stunde früher ins Geſchäft, und, erfüllt von ſeinen häßlichen Gedanken, ſetzte er ſich vor eine Schreibmaſchine, ohne zu bemerken, daß es die Maſchine mit der Feuerſeele war. Er begann ſeinen Brief mit einer ſo kühlen und eiſigen Anrede, wie er ſie nie zuvor an das liebe blonde Mädchen gerichtet hatte. Der erſte Satz des Briefes war ebenſo kalt und froſtig wie die Anrede. Und der zweite und alle folgenden waren immer noch kälter und immer noch froſtiger ... Beim dritten Satz ziſchte es in der Maſchine, als ob Waſſer an einen Ofen geſpritzt wird; beim vierten brodelte und quirlte es, als ob die Wehr einen dicken Waſſerſtrahl in ein Großfeuer geſchleudert hätte; beim fünften Satz — der Bürochef hatte in ſeiner Schlechtigkeit nichts gehört — nahm das Ziſchen wieder ab; und beim ſechſten war alles ſtill geworden im Innern der Schreibmaſchine. Nur ihr Klappern ertönte noch,

aber das klang jetzt faſt ganz wie das Klappern aller anderen Maſchinen — nur noch ein wenig kälter und nüchterner. Von dieſer Stunde an konnte man wieder jeden Briefbogen in die Maſchine einſpannen, ſie verbrannte keinen mehr . . .

Aber wenn jetzt in dem großen Schreibſaal nachts die Maſchinen miteinander plaudern, plaudert unſere Maſchine nicht mehr mit; ſie hat keine Seele mehr; die iſt an dem eiſigen, kalten Abſchiedsbrief erloſchen und geſtorben.

Geſchrieben wie geſprochen.

Mein Buchbinder iſt ein konſervativer Mann. Wenn er kommt, um Zeitſchriften oder Bücher zum Einbinden abzuholen, unterhalte ich mich gern mit ihm. Seine Reden, die immer das Feſthalten am Beſtehenden als höchſte Lebensklugheit preiſen, ſetzen einen wohltuenden Dämpfer auf mein neuerungsſüchtiges Gemüt.

„Ich weiß gar nicht," ſagte er geſtern, „was die Leute eigentlich wollen: ſchreiben da jedes Jahr in den Zeitungen herum, die deutſchen Buchſtaben müſſen geändert werden! Etwas Klareres und Deutlicheres als die deutſchen Schriftzeichen gibt's doch überhaupt nicht auf der Welt. Jeder Laut e i n Zeichen. Alles wird genau ſo geſchrieben, wie's ausgeſprochen wird. Das muß man doch wirklich ſagen. Nicht wahr, Herr Doktor?"

„Na, na!" widerſprach ich beſcheiden.

„Doch, doch!" beharrte er. „Sehen Sie, Herr Doktor, da iſt zum Beiſpiel mein Schwager Schmitzdorf, der ſagt immer . . ."

„Halt!" unterbrach ich, „bleiben wir bei dieſem Schwager! Wie ſchreibt er ſeinen Namen?"

„Genau ſo, wie's ausgeſprochen wird," erwiderte mein Buchbinder mit ſiegesſtolzem Lächeln, „Schmitzdorf!"

„Ja . . . nun weiß ich ſo viel wie vorher."

„Aber, Herr Doktor, ich rede doch wirklich deutlich genug!" Er tat geradezu beleidigt. „Der Name wird genau ſo geſchrieben, wie ich ihn ausgeſprochen habe: Schmitzdorf!"

„Alſo Sch—m—i—tz—d—o—r—f?"

„Aber nein, Herr Doktor! So hab' ich doch nicht geſagt! Ich habe geſagt: Sch m i tz d o r f! Sch—m—i—e—d—s—t—o—r—ff."

„Alſo Sch m i e d s t o r f f?"

„So ſag' ich ja ſchon die ganze Zeit! Deutlicher kann man das nicht ausſprechen, Herr Doktor!"

„Und wo bleibt da Ihre geprieſene Klarheit der deutſchen Schriftzeichen?"

„Ja, Herr Doktor — bei E i g e n n a m e n! Da iſt das nun mal ſo! Aber ſonſt? In der ganzen deutſchen Sprache: jedes Schriftzeichen e i n e i n z i g e r beſtimmter Laut! Darauf kann man ſich verlaſſen! Und alles genau ſo geſchrieben, wie's ausgeſprochen wird!"

„Na, na?" ſagte ich, wie wird zum Beiſpiel e—i im Deutſchen ausgeſprochen?"

„Immer als Doppellaut, als „E i", Herr Doktor!"

„Immer?"

„Aber, Herr Doktor, beweiſen Sie mir doch das Gegenteil, wenn Sie können."

„Hm . . .", ich nahm eine kleine, weiße Marmor-

tafel vom Schreibtiſch und malte darauf mit dem Bleiſtift die Buchſtaben AMEI, „wie ſprechen Sie das nun aus?“

„Amei!“ ſagte er feſt und ſicher, „braucht bloß noch „ſe“ dahinter, dann heißt es Ameiſe!“

„Und es iſt gar kein Fall denkbar, wo Amei anders ausgeſprochen wird?“

„Total ausgeſchloſſen, Herr Doktor!“

Ich malte etwas davor und etwas dahinter. Nun ſtand auf der Tafel REKL AMEI DEE. „Und wie ſprechen Sie Ihr „Amei“ jetzt aus?“

„Ja, natürlich, nun heißt's nicht mehr Amei, jetzt heißt's „Reklame-Idee“; aber das iſt wahrſcheinlich auch die einzige Ausnahme in der ganzen deutſchen Sprache. Und dabei iſt's nicht einmal deutſch. Das ſind ja zwei Fremdwörter.“

„So? Und wie heißt das?“ Ich malte: EIN.

„Das heißt „ein“, das kann nie anders heißen!“

„Wie heißt's jetzt?“ Ich malte: EINNUNG.

„Das gibt's überhaupt nicht, Herr Doktor!“

„So? Warten Sie mal ab!“ Ich malte noch etwas davor. Jetzt hieß es: RTEINNUNG.

„Das gibt's erſt recht nicht, Herr Doktor!“

„So? Und jetzt?“ Ich malte noch WI davor. Jetzt ſtand da: WIRTEINNUNG.

„Ach ſo! Jetzt heißt es W i r t e - I n n u n g!“ Natürlich. Das gibt es. Und das iſt auch deutſch. Das iſt eben mal ein Zufall! Aber ſ o n ſ t wird im Deutſchen a l l e s geſchrieben, wie's ausgeſprochen wird! Und

man hat ja auch immer den festen Anhalt, daß man weiß, auf welcher Silbe der Ton liegt."

„Immer?"

„Aber gewiß, Herr Doktor!"

„So? Wie heißt denn also das?" Ich malte: ENDUNG.

„Das heißt: „Endung". Und kann nie anders heißen!"

„Nie? Wie heißt's denn jetzt?" Ich malte davor: BLUM.

„Was? „Blum-Endung?" das gibt's ja überhaupt nicht!"

„Vielleicht haben Sie es falsch betont?"

„Donnerwetter, ja! „Blumen-Dung" heißt es. Ja, ja, Herr Doktor, Blumen-Dung gibt es."

„Und wie heißt das?" Ich malte: SCHREIB-ENGEL. „Ist das nun eine wunderhübsche Tippmamsell, ein Schreib-Engel? Oder ist es ein kreischender, männlicher Säugling, ein Schrei-Bengel?"

„Ja, woher soll ich das wissen, Herr Doktor?"

„Ich denke, geschriebenes Deutsch ist immer so klar?"

„Na ja, Herr Doktor. I m m e r ist es k l a r: aber m a n c h m a l ist es u n k l a r."

„Und wie heißt das?" Ich malte: SINGEN.

„Da," entschied mein Buchbinder, „da ist nun nicht der geringste Zweifel. Das heißt „singen" — ein für alle Mal!"

Ich malte etwas davor. Nun stand da: BETRIEB-SINGEN.

„Das iſt zwar Unſinn," erklärte der konſervative Mann, „aber es iſt klar: es kann nur Betrieb-Singen" heißen und nichts anderes."

Ich malte dahinter: IEUR.

„Ja, allerdings," gab er zu, „jetzt iſt es kein Unſinn mehr. Jetzt heißt es: „Betriebs-Ingenieur", jetzt iſt es mit dem „Singen" vorbei."

„Und wie heißt das?" Ich malte: MAU.

„Na, das heißt „mau", Herr Doktor, ſo, wie nachts die Kater auf dem Dach ſchreien."

Ich malte KLI davor und NTERSCHIED dahinter. „Heißt es nun noch ſo, wie nachts die Kater auf dem Dach ſchreien?"

„Sehn Sie mal an! Nein! Jetzt heißt es: „Klima-Unterſchied". Mit einem Mal!"

„Und das?" SEUFER.

„Es iſt falſch geſchrieben; ſonſt würde es „Säufer" heißen."

„Und jetzt?" Ich malte THEM davor.

„Donnerwetter! Jetzt iſt das „Themſe-Ufer da; und der Säufer iſt weg!"

„Und wie heißt das?" EUL.

„Das heißt „Eul"; wahrſcheinlich 'ne junge Eule, der noch hinten das Schwanzende fehlt?"

GARD davor und ANEN dahinter.

„Hol's der Kuckeck!" meinte mein Buchbinder, „die „Eul'" hat ſich auf einmal in einen „Garde-Ulanen" verwandelt."

„Und das hier?" UNGAR.

„Das heißt natürlich „Ungar"; ſoll das a u ch noch was anderes heißen?"

NIERT dahinter.

„Wahrhaftig! — „Un=garniert" heißt es jetzt. Die modernen Damenhüte!"

„Weil wir doch gerade von „modern" reden . . ." Ich malte: MODERN. „Auf welcher Silbe hat das ſeinen Ton? . . . Oder wenn ich „ALAUN" nehme und mache eine „Gala=Uniform" daraus? . . . Oder wenn ich hinter eine „Sprengung" eine „Lücke" ſetze und es gibt „Sprengunglücke"? . . . Oder wenn ein Ausländer reimt „Der Schalk hat mich ge—uzt — Dieweil das Schiff kre—uzt" . . . anſtatt „kreuzt" . . . — Oder wenn der „Ordenglanz" Nordenglands ne=beneinanderſtehen . . . Oder wenn bei einer Fünfuhr=geſellſchaft das THEEMACHEN als THEMA-CHEN behandelt wird — behaupten Sie dann noch immer, daß die deutſchen Schriftzeichen Vorbilder von Klarheit ſind?"

„Ausnahmen beſtätigen die Regel," ſagte der kon=ſervative Mann. „Ich habe jetzt auch gar keine Zeit mehr, ich müßte eigenntlich ſchon bei einem andern Kunden ſein, bei Herrn Glimbschenmeyer."

„Wie heißt der Kunde?" fragte ich, während mein Buchbinder zur Tür ſchritt.

„Glimbschenmeyer," wiederholte er und griff nach der Türklinke.

Vor meinen Augen flimmerten K's und G's, i's

und ů's, b's und p's, ch's und ſch's, ei's, ai's, ey's und ay's durcheinander.

„Wie ſchreibt ſich dieſer K l ů m p ch e n m a i e r?“ fragte ich den Buchbinder.

„G e n a u ſ o , w i e ' s g e ſ p r o ch e n w i r d. Adieu, Herr Doktor.“

Und weg war er.

Mein Einbrecher.

Es half nichts — da ſtand er vor mir: ein baumlanger Kerl in meinem eigenen Schlafzimmer . . .

Als ich eben die Tür unverſchloſſen fand, dachte ich mir ja gleich, daß etwas nicht in Ordnung war. Zu dumm. Da hatte ich mich beim Wohnungsmieten gefreut, in Paris für vier Wochen ein herrſchaftlich möbliertes Zimmer mit direktem Treppeneingang zu finden — und das hat man nun davon. Ein Apache. In meinen eigenen vier Wänden.

Wenn ich ehrlich ſein ſoll: ich hatte mir ſchon lange mal ſo was gewünſcht. Das ganze Leben lang jeden Abend vergeblich unters Bett leuchten, das hat doch keinen Sinn. Alſo nun war er da. Einen Revolver hielt er auch in der Hand. Meine Sehnſucht war erfüllt. Aber ſo recht wohl war mir doch nicht dabei. Immerhin, ich nahm mich zuſammen, ich beſchloß, erſtens keine Furcht zu haben und zweitens ſie nicht zu zeigen. Den langen Kerl wollte ich ſchon klein kriegen, bändigen wollte ich ihn — trotzdem ich keine Waffe bei mir trug als die meines Geiſtes, dreſſieren wollte ich ihn — und

durch meine Dreſſur der menſchlichen Gemeinſchaft dieſen verlorenen Sohn zurückgeben. Blitzſchnell tauchte mein ganzer Plan fix und fertig im Hirn auf. Ins Gewiſſen reden wollte ich dem baumlangen Kerl, bis er heulte, dann ihn tröſten und aufrichten, endlich ihm mit Rat und Tat helfen, wieder ein ordentlicher Menſch zu werden, und vielleicht gar auf meine ſpäteren Tage einen treuen, wahrhaftigen, dankbaren Freund an ihm haben. All dieſe Gedanken hatten ſich mit Blitzesſchnelle in meinem Hirn geordnet, und ich war im Geiſte ſchon dabei, mein goldenes Freundſchaftsjubiläum mit dem Gebeſſerten zu feiern, während er noch in all ſeiner Ungebeſſertheit mit dem geladenen Revolver vor mir ſtand.

Freilich hatte ich mir immer gedacht, meine ſchönen Reden an den zu beſſernden Einbrecher einmal in Berlin auf gut deutſch in meiner eigenen Wohnung halten zu können, nicht in Paris in einem möblierten Zimmer. Aber immerhin — im Leben kommt ja alles ein wenig anders als man denkt. Nur, daß ich jetzt auch noch alles franzöſiſch ſagen mußte, das verdoppelte die Schwierigkeit.

Ich begann meine Beſſerungsverſuche mit einer ziemlich banalen Wendung. „Tun Sie mir nichts, mein Herr," ſagte ich zu ihm, „ich tu Ihnen auch nichts."

Er rief: „Zurück, oder ich ſchieße!" Nun, das war ja auch eine reichlich banale Antwort.

Jetzt wurde ich ſachlicher. „Mein Herr," erörterte ich kühl, „wenn Sie nun wirklich ſchießen würden —

was hätten Sie davon? Bilden Sie ſich etwa ein, daß jeder Schuß trifft. Und wenn ſchon: im günſtigſten Falle müſſen Sie wegen Körperverletzung oder Totſchlag ſo und ſo lange brummen. Legen Sie den Revolver beiſeite und laſſen Sie uns zuſammen reden wie zwei vernünftige Menſchen."

Genau ſo wie ich mich — ohne es recht zu wiſſen — in meinem Innern ſchon jahrelang darauf vorbereitet hatte, einen etwaigen Einbrecher auf dieſe Art abzufertigen, genau ſo ſchien mein ungebetener Beſucher ſich die Behandlungsart für ungebetene Störenfriede feſtgelegt zu haben. Er blieb bei ſeinem „Zurück, oder ich ſchieße!" und wiederholte es ſo lange, bis ich mich vollkommen an dieſe Redensart gewöhnt hatte und ſie keinerlei Eindruck mehr auf mich machte.

„Laſſen Sie doch dieſe alberne Phraſe!" fuhr ich ihn endlich an, „Sie ſind ja in Wirklichkeit gar nicht ſo eigenſinnig, wie Sie ſich ſtellen."

„Zurück, oder ich ſchieße!" rief er zum dreizehntenmal und hielt den Revolver ſo dicht an mich heran, daß er meine linke Hüfte berührte. Damit hatte er nun einen direkten faux-pas begangen. An der linken Hüfte bin ich nämlich furchtbar kitzlig, alſo konnte ich ihn an dieſer Stelle unmöglich mit dem Mordinſtrument herumwirtſchaften laſſen; ſonſt wäre ich aus der Rolle gefallen und hätte furchtbar zu lachen anfangen müſſen. Da er nun das kühle Inſtrument durchaus nicht wieder von meiner kitzlichen Stelle wegnehmen wollte, blieb mir nichts andres übrig, als ihm den Revolver

wegzunehmen. Wie ich seine Schußwaffe schon längst in der rückwärtigen Hosentasche stecken hatte, sagte er zwar immer noch: „Zurück oder ich schieße!“ aber er sagte es doch schon in einem beträchtlich freundlicheren und zugänglicheren Ton.

„Also,“ kam ich auf meinen Grundgedanken zurück, „jetzt wollen wir miteinander reden wie zwei vernünftige Menschen. Und wenn Sie mir nun noch einmal mit albernen Redensarten kommen, dann schieße — ich. Sind sie bereit, mir Rede und Antwort zu stehen?“

„Zurück oder ich schieße,“ hauchte er, setzte sich auf den Bettrand und blickte — soviel ich in dem Dreiviertelduukel aus seiner Kopfhaltung schließen konnte — gottergeben zu mir empor.

„Nun gut,“ fuhr ich fort. „Glauben Sie mir, ich durchschaue Sie ganz und gar. Ich kenne Sie so genau, wie ich mich selber kenne. Und ich stelle Sie vor die Alternative: entweder Sie gehen gutwillig auf alles ein, was ich Ihnen vorschlage — oder ich übergebe Sie sofort der Polizei.“

„Um Gottes willen, nur das nicht,“ jammerte er und fiel mir zu Füßen, „da käme ja alles heraus, was ich auf dem Kerbholze habe!“

„Behalten Sie Platz!“ ersuchte ich ihn und schob ihn auf den Bettrand zurück. „Bleiben Sie ruhig. Ich meine es ja gut mit Ihnen. Natürlich weiß ich, daß Sie heute nicht Ihre erste Schlechtigkeit begangen haben, aber sagen Sie mir einmal ganz genau: wie lange betreiben Sie schon Ihr entsetzliches Handwerk?“

„Seit drei Jahren," ſchluchzte er.

„Und wie oft ſind Sie ſchon beſtraft?"

„Noch nie. Es würde das erſte Mal ſein. Erbarmen Sie ſich. Haben Sie Gnade."

„Wenn Sie ſich beſſern wollen," erklärte ich mit ſchöner, edler Beſtimmtheit, „will ich Sie gern auf den Pfad der Tugend zurückführen."

„Ach," wehklagte er, „wenn jemals ein Menſch ſo zu mir geſprochen hätte wie Sie — ich wäre ſchon längſt nicht mehr, was ich jetzt bin. Es ſchaut ja nichts heraus bei der ganzen Dieberei. Was man ſich an einem Tag zuſammengegaunert hat, verpraßt man am nächſten Tag wieder in ſchmutziger Geſellſchaft. Freilich, wenn man nie im Leben etwas gelernt hat!"

„Haben Sie denn g a r n i c h t s gelernt?"

„Ich war früher Kaufmann, Expedient in einem Engrosgeſchäft."

„Kehren Sie zu Ihrer alten Beſchäftigung zurück!"

„Ach, wer wird mich da jetzt nehmen wollen, wo ich für die letzten drei Jahre keine Zeugniſſe beibringen kann?"

„Können Sie maſchineſchreiben und ſtenographieren?"

„Ja, das kann ich, von früher her."

„Heute nachmittag ſagte mir ein guter Freund, daß er einen Sekretär ſuche. Wenn ich mich für Sie verbürge, gibt er Ihnen die Stelle; ſie bringt hundertfünfzig Franken monatlich."

„O Gott, o Gott," heulte er, „und in der letzten Zeit habe ich mich auf z w e i t a u ſ e n d im Monat geſtanden."

Jetzt wurde mir die Sache zu dumm. „Alle Wetter," schrie ich ihn an, „wollen Sie denn ewig von unredlich erworbenem Geld fremder Leute leben?"

„Fremder Leute?" wiederholte er kritisierend. „Fremde Leute kann man nicht sagen. Die meisten sind gute alte Stammkunden von mir."

Die Frechheit dieses Menschen überstieg alle Grenzen. Weil er bei denselben Leuten wiederholt einzubrechen pflegte, nannte er sie seine Stammkunden. Das ging mir über die Hutschnur. „Ihr Zynismus wird bald alle sein. Entweder Sie erklären mir noch in dieser Minute, daß Sie die Sekretärstelle annehmen, oder ich hole die Polizei."

„Ach," sagte er frech, „meinetwegen! Beweisen kann man mir ja doch nichts."

„So?" brüllte ich ihn an, „und das beweist gar nichts, daß Sie bei nachtschlafender Zeit hier mit Ihrem Revolver in meiner Wohnung sind?"

„Was??" brüllte er noch lauter, „ich mit meinem Revolver in Ihrer Wohnung?? Sie sind mit Ihrem Revolver in meiner Wohnung!! Jetzt hab' ich aber genug!! Ich mache Licht!! Ich rufe um Hilfe!!"

Während er mit einem Streichholz eine Stearinkerze anzündete, konnte ich feststellen, daß das Zimmer wirklich nicht mein Zimmer war. Ich war im Dunkeln eine Etage zu tief oder zu hoch geraten. Der Mann, den ich für einen Einbrecher gehalten hatte, befand sich vermutlich durchaus rechtmäßig in seiner eige-

nen Wohnung. Und er, der meine Vorwürfe zuerſt ſo zerknirſcht entgegengenommen hatte, ſah jetzt mich höchſt vorwurfsvoll an. „Was wollen Sie denn überhaupt hier oben?“ brummte er endlich, „Sie ſind ja der neue Mieter von eine Treppe tiefer!“

„Entſchuldigen Sie,“ ſtotterte ich, „Sie ſind alſo kein Einbrecher?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete er mit echt franzöſiſcher Höflichkeit, „ich habe die Ehre, das kleine Bankgeſchäft zu betreiben, das ſich im Erdgeſchoß dieſes Hauſes befindet.“

„Und da haben Sie alle dieſe Grobheiten von mir ſo ruhig eingeſteckt?“

„Mein Gott, wiſſen Sie,“ meinte er verlegen, „ich beſorge oft Spekulationsgeſchäfte für kleine Leute, die nicht viel davon verſtehen ... ich dachte, Sie wollten darauf hinaus .... mein Gott, man hat manches Mal ſeine weichen Augenblicke, wo man wohlgemeintem Zuſpruch zugänglicher iſt .... aber,“ — jetzt hatte er ſeine volle Sicherheit wiedergefunden — „aber Sie können ſich feſt darauf verlaſſen, mein Herr, in meinem Bureau geht alles auf das reellſte zu, und wenn der Herr ſelbſt einmal Pariſer Börſenaufträge zu vergeben haben —“

„— werde ich mich an niemand anders wenden als an Sie!“ entgegnete ich mit einer hochachtungsvollen Verbeugung; und machte, daß ich die Treppe hinunter kam.

Wohltätige Zigarren.

Ich kann es beſchwören: ich dachte nicht im entfernteſten daran, das Feſt des „Frauenvereins zur Förderung des Stopfens von Negerkinderſtrümpfen“ vorgeſtern abend mit meinem Beſuch zu beehren. Aber die eleganteſte Gnädige von der Welt hatte mich gebeten, ſie an dieſem Abend zu begleiten: ihr Mann iſt verreiſt, ihr Schwager kann erſt nach zehn Uhr aus der Klinik weg und ſie möchte ſo gern von Beginn der Vorträge an bei dem Feſt zugegen ſein. Wenn einen die eleganteſte Gnädige von der Welt um etwas bittet — —

Auf der Karte ſtand „Anfang halb acht“. Ich kam pünktlich. Und ſo ſehr unrecht hatte ich nicht einmal: eine Stunde ſpäter fing wirklich ſchon der erſte Vortrag an. Die eleganteſte Gnädige von der Welt erſchien allerdings noch um eine weitere Stunde ſpäter. Aber ihr Zuſpätkommen hatte ſich gelohnt; wenn man dieſe Toilette anſah, wunderte man ſich, daß ſie überhaupt jemals damit fertig geworden war. Unter all den ſchicken Damen im Saal

Wohltätige Zigarren

war meine die ſchickſte. Weitaus. In einem Abſtand von zehntauſend Naſenlängen. Ihr froſchgrünes, altgoldbeſticktes Seidenkleid war — wie das die Mode verlangt — ſtark nach unten „gerutſcht". Es ließ die Büſte und den Nacken mit generöſem Freimut unbedeckt, umklammerte fiſchhautartig die ſchlanke Figur und endigte in einer langen Schleppe, die hinten breit auslief und auf dem Fußboden ein wanderndes Rechteck zu bilden ſchien; ein Rechteck, das ſeiner ſchreitenden Trägerin in Froſchſprüngen nachhüpfte. Zu dem temperamentvollen Geſichtchen bildete das kühle Enſemble von Froſchgrün, Schlangenhaut und Froſch-Schleppe einen ſo pikanten Kontraſt, daß meiner Schutzbefohlenen alle Augen nachblickten.

Gegen halb elf wurde die eleganteſte Gnädige von der Welt ſehr unruhig: der erwartete Schwager ließ ſich nicht blicken. Ich dachte, daß er lediglich zum Nachhauſebegleiten kommandiert ſei, und ſagte ahnungslos: „Wollen Gnädigſte mir geſtatten, ihn zu vertreten?" — „Wie reizend von Ihnen," entgegnete ſie, „daß Sie ſich dieſer großen Mühe unterziehen wollen. Ich verkaufe nämlich nachher während des Balles Zigarren. Aber nur bis ſechs Uhr morgens. Und Sie brauchen auch bloß die Zigarren aus dem Keller heraufholen, ſie hübſch aufbauen und mir dann verkaufen helfen. Weiter gar nichts." — Da ſaß ich feſt. Denn erſtens fiel mir keine paſſende Ausrede ein und zweitens: wenn einen die eleganteſte Gnädige von der Welt um etwas bittet — —

„Wer liefert Ihnen eigentlich die Zigarren, die Sie verkaufen ſollen?“ fragte ich meinen Schützling.

„Wer die liefert?“ ſtaunte die ſchöne Gnädige. „Ich — natürlich. Ich habe für hundertfünfzig Mark Zigarren und Zigaretten eingekauft.“

„Für Ihr eigenes Geld?“

„Selbſtverſtändlich. Wo bliebe denn ſonſt die Wohltätigkeit? Alles, was ich dafür einnehme, gehört dem Verein. Die Vorſtandsdamen haben mir geſagt, ich könne beſtimmt auf eine Einnahme von mindeſtens vierzig Mark rechnen.“

„Warum nehmen Sie dann nicht einfach zwei Goldſtücke und ſchenken die dem Verein? Das wäre weſentlich einfacher?“

„Ach, wiſſen Sie, ich verkaufe ſo leidenſchaftlich gerne! Und die Zigarren liegen ja nun ſchon einmal unten im Keller. Bitte, laſſen Sie mir mein beſcheidenes Vergnügen!“

Wenn einen die eleganteſte Gnädige von der Welt ſo bittet, was täte man da nicht? Die letzte Nummer der „Vorträge“ war erledigt — nun ſollten „Tanz und Büfett“, wie man ſo ſchön ſagt, „in ihre Rechte treten“. Ich wallfahrtete an der Seite meines verführeriſchen Schützlings nach den Kellergewölben des Hauſes . . . durch jeglichen Saal einer jeglichen Etage hüpfte die neckiſche Froſch-Schleppe hinter uns drein. Ein behäbiger Diener ſchloß uns die eiſerne Tür auf, an der angemalt ſtand: „Zum Keller!“ Der behäbige Diener führte uns durch ſteinerne Korridore, in denen

unſer Tritt unheimlich hallte — die gnädige Frau hob angſtvoll ihre Froſch-Schleppe hoch — endlich waren wir vor einem kleinen Verſchlag angelangt, der durch eine eiſerne Gittertür mit rieſengroßem Vorlegeſchloß geſichert war. Durch die Gitterſtäbe dieſer Tür konnte ich ein paar große Pakete erblicken, die mir von der ſchönen Frau als „Unſere Zigarren" vorgeſtellt wurden. „Haben Sie den Schlüſſel zu dem Vorlegeſchloß?" fragte die Gnädige den behäbigen Diener.

„Nee. Sie?" antwortete er lakoniſch.

Da erhob ſich eine große Lauferei. Vom Keller durch alle Etagen bis zum Dachboden. Vom Dachboden durch alle Stockwerke bis zum Souterrain und dann das Ganze noch dreimal hin und zurück. Das Ergebnis unſerer Entdeckungsreiſen war: der Hausmeiſter hatte heute früh das Vorlegeſchloß abgeſchloſſen und den Schlüſſel dem Tagesportier gegeben. Der Tagesportier hatte ihn, als er wegging, einer Logenſchließerin gegeben. Die Logenſchließerin der Garderobenfrau . . Die Garderobenfrau der Kaſſiererin. Die Kaſſiererin dem Vereinsvorſtand. Der Vereinsvorſtand dem Geſchäftsführer. Der Geſchäftsführer dem Oberkellner. Der Oberkellner dem Zapfburſchen. Der Zapfburſche einem Aushilfskellner. Und der Aushilfskellner war gerade vor zwei Stunden wegen unredlichen Addierens entlaſſen und hinausgeworfen worden.

Die gnädige Frau kämpfte wacker gegen die aufſteigenden Tränen. Als wir zum fünften Mal nach dem

Keller zurückkehrten, fanden wir am Fußboden ein ſchwärzliches Etwas: es war der Schlüſſel zum Vorlegeſchloß. Ganz ſicher wären wir nun „unſerer" Zigarren habhaft geworden — wenn nur nicht die nähere Beſichtigung ergeben hätte, daß jetzt die Gittertür offenſtand und „unſere" Pakete verſchwunden waren. Kein Menſch hat ſie jemals wiedergeſehen.

Die ſchöne Gnädige, die noch immer erfolgreich gegen den Ausbruch der Tränen-Lava kämpfte, zog mutig ihr ſilbernes Geldtäſchchen hervor und erſtand von dem erſtaunten Wirt ſeinen geſamten Rauchzeug-Vorrat als Erſatz für das verſchwundene Wohltätigkeitsgut. Es machte wieder genau hundertfünfzig Mark. Zwei Hundertmarkſcheine bildeten den Inhalt des Täſchchens. „Wie richtig, daß ich mir etwas Geld mitgenommen habe," lächelte ſie melancholiſch, als ſie die zurückerhaltenen Goldſtücke in das ſilberne Beutelchen ſchob. Am Büfett wurden die Kiſten und Schachteln auf ein rieſiges Tablett getürmt, dann rief der Wirt einen Kellner herbei. „Nanu," meinte der, „alle Ziehjarrn mit eenmal ruffſchleppen? Wat ſoll denn det?" Erſt als ihm der Wirt erklärte, die Zigarren ſeien von der gnädigen Frau bereits bezahlt und ſie ſollten im Saal ausgeboten werden und es handle ſich um eine Spende, da begriff der Kellner allmählich und ſchleppte das Tablett in den Saal.

Vor einem großen Spiegel ordnete die Gnädige noch raſch ihr Haar und ihre Schleppe — das dauerte kaum fünfzehn Minuten — dann ließ ſie ſich von mir in den

Hauptſaal führen, wo uns der Kellner mit dem geleerten Tablett entgegenkam.

„Wo haben Sie die Zigarren hingeſtellt?“ interpellierte ihn die gnädige Frau.

„Hinjeſtellt?“ wiederholte er, „is det 'ne komiſche Frage! Verteilt hab' ick ſe; an die Jäſte — et ſollte doch 'ne Spende ſind!“

Jetzt hielt es der Gnädigen ſchon ſehr, ſehr ſchwer, den Tränenſtrom zurückzudämmen. Aber ſie hielt ſtand. Aus dem letzten Winkel des Büfetts kramte der Wirt noch eine halbe Kiſte abſcheulich geformter Fünfpfennigzigarren hervor — mit dieſen eröffneten wir unſeren „Betrieb“, aber es hatte ſich bis halb ſechs Uhr früh kein einziger Käufer gefunden, das Zeug ſah zu miſerabel aus! Und mir ſelbſt — ich hätte mich ja gerne geopfert—geſtattete die ſchöne Gnädige das Kaufen um keinen Preis. Kurz vor ſechs kamen die Vorſtandsdamen zu uns, um unſere Einnahme zu kaſſieren. Da ſchüttete meine Schutzbefohlene ſtolz den — mitgebrachten Inhalt ihres ſilbernen Täſchchens auf das Zahlbrett der Vorſtandsdamen. „Sechsundvierzig Mark fünfzehn? Koloſſal!“ Und man dankte ihr begeiſtert für ihre aufopfernde Verkaufstätigkeit.

Bis zum Schlag der Automobildroſchke ſollte ich meine ſchöne Gnädige begleiten. Weiter nicht; denn ſie ſehne ſich nach Einſamkeit. Noch immer hielt ſie die Tränen tapfer zurück. Ich rief das Auto heran, half ihr beim Einſteigen, und nun kam der Moment, wo ich ſie fragen mußte: „Darf ich Ihnen wenigſtens drei

Mark für die Droſchke leihen?“ Da war es vorbei mit aller Selbſtbeherrſchung. „Ja!“ ſchrie ſie laut auf, während dicke ſalzige Perlen über das zarte Geſichtchen ſtolperten. . .

Und mit meinem Taler fuhr ſie ſchluchzend von dannen.

Der türkiſche Spion.

In Zaribrod hält der Konventionszug immer ſo ſeine eins bis zwei Stündchen — je nachdem der Train Verſpätung und der Zugführer gegeſſen hat — und wenn man wieder einſteigt, bemerkt man mit Entſetzen, daß der ungariſche Speiſewagen abgekoppelt und als minderwertiger Erſatz ein türkiſcher Büfettwagen angehängt iſt. Aber beim letzten Mal, wo ich nach Konſtantinopel fuhr, gab es noch eine kleine Extra-Ueberraſchung: der ungariſche Speiſewagen wurde abgekoppelt, aber kein Erſatz erſchien: der Büfettwagen — ſo erklärte mir der bulgariſche Gendarm am Zaribroder Bahnhof — war wegen der Choleragefahr jenſeits der türkiſch-bulgariſchen Grenze geblieben.

Mir konnte es gleichgültig ſein: ich hatte in meinem Handkoffer eine geräucherte Ochſenzunge, Dauerbrot und zwei Flaſchen Bordeaux. . .

In Sofia ſtieg ein unmäßig langer Türke in das Abteil, worin ich bis jetzt friedlich allein gehauſt hatte. Von ſeinen großen, plumpen Stiefelſohlen war über die geſtreiften Hoſen, den ſchwarzen Gehrock und das gelbe,

heimtückiſche Antlitz hinweg ein Weg von annähernd zwei Metern bis zu der Stelle, wo der rote Fez ſaß. Der lange Türke gönnte mir von den reſpektvollen Grüßen, die ſein Land kennt, keinen einzigen — was mir ſehr unſympathiſch war; der Konventionszug iſt doch ſchließlich nicht die Berliner Stadtbahn: wenn man einen Tag und eine Nacht im gleichen Raum verbringen will, grüßt man! Aber der lange Türke brachte — was mir bedeutend ſympathiſcher war — eine entzückend kleine Pariſerin mit ins Kupee. Sie grüßte zwar auch nicht. Aber ihr nahm ich das weniger übel. Konnte die Dame grüßen, da ihr Begleiter ſo taktlos war, das zu unterlaſſen?

Wenn mich die Gruß-Verweigerung verdroß, ſo genoß ich bald darauf eine kleine freundliche Entſchädigung: der Türke und ſeine Begleiterin, die ſich franzöſiſch miteinander unterhielten, ſtellten das Menü zuſammen, das ſie ſich jetzt im Büfettwagen beſtellen wollten. Sie betrieben ihre Auswahl mit der Raffiniertheit echter Feinſchmecker — aber ſie machten ihre Rechnung ohne Kenntnis der Tatſache, daß überhaupt kein Büfettwagen im Zuge mitlief. Der Lange klingelte nach dem Kellner. Es kam keiner. Es konnte auch keiner kommen. Der Kellner gehörte zum Inventar des Büfettwagens; wenn kein Büfettwagen da iſt, iſt auch kein Kellner da. — Schadenfreude iſt die reinſte Freude. „Hättet ihr hübſch Salem Aleikum geſagt," dachte ich, „dann hätt' ich euch das alles erzählt. Aber ſo? Grüßt ihr ein andermal!"

Im Korridor ging ein Schlafwagenkontrolleur vorüber. Mein Nachbar beschwerte sich bei ihm auf gut türkisch. Auf gut deutsch würde seine Reklamation etwa gelautet haben: „Was ist das für eine Wirtschaft! Meine Frau und ich haben seit fünf Stunden nichts gegessen, ich klingle eine Million mal nach dem Kellner, und das schwerhörige Rabenvieh kommt nicht!" Der Kontrolleur zuckte die Achsel: „. . . Choleragefahr! . . . . Bis Konstantinopel? . . . . Die nächsten vierundzwanzig Stunden ist leider wenig Aussicht . . . . Ob's auf den Stationen was gibt? Glaube kaum . . . ."

Der Türke übersetzte seiner „Frau" den Bescheid ins Französische; denn seine „Frau" verstand kein Türkisch. Sie machte ein saures Gesichtchen, als sie von der drohenden Hungerkur erfuhr. „Seine Frau" — das war noch eine besondere Gemeinheit von dem langen Kerl! Seine „Frau"! Für so dumm brauchte er doch die andern Leute wirklich nicht zu halten. Ich kenne den Typ! Wenn man ab und zu einmal einen Monat in Konstantinopel ausharren muß, kennt man ihn . . . . leider meistens nur vom S e h e n. Für ausländische Männerherzen ist schlecht gesorgt in Kospoli! Die schmutzigen, fetten Armenierinnen, die sich in Pera anbieten, mag man nicht mit der Zange anfassen . . . . Mittelqualität fehlt . . . es geht mit e i n e m Sprung hinauf zu dem totschicken Pariser Typ, der nur für den persönlichen Bedarf des Importeurs importiert ist. Besetzt . . . unnahbar . . . . das ist die Devise dieses Typs. Kleine Seitensprünge? Die schlaue Pariserin wird sich

hüten! Sie weiß, wie weit ſie vom Strande der Seine entfernt iſt; ſie weiß, welchen Gefahren ſie im Lande des Halbmonds ausgeſetzt wäre, wenn nach der Entdeckung eines Seitenſprunges der ſchützende Freund ſie hilflos ließe .... der Fremde geht in Pera ſpazieren, das Waſſer läuft ihm im Munde zuſammen, wenn er dieſen „Typ" ſieht — das Anklopfen an der Türe dieſes Frauenherzens wird ihm wenig helfen. Seitenſprünge ausgeſchloſſen. Beſetzt. Unnahbar ....

Das war der Typ ſeiner „Frau".

Ich weiß nicht, wie es kam — wollte ich mich an „ihm" für die Weigerung des Grußes oder an „ihr" für die Zugehörigkeit zu dem unerreichbaren „Typ" rächen oder hatte ich bloß Hunger ..... alſo jedenfalls: ich holte die Räucherzunge, das Brot und den Bordeaux aus meiner Handtaſche und begann zu dinieren, während meinen Reiſegenoſſen Hunger und Neid ſichtbar in Seele und Auge ſaßen. Als ich ſatt war, zog ich ein paar franzöſiſche Romane hervor und wählte mir umſtändlich einen davon aus. Mit dem lehnte ich mich in die Ecke, und meine Miene mag auf türkiſch, franzöſiſch und deutſch geſprochen haben: „Hier ruht ein Zufriedener."

Der Lange konnte das auf die Dauer nicht mitanſehen; er ſtand auf und ging in ein anderes Kupee...

Die zierliche hungernde Franzöſin war allein mit dem Beſitzer von Brot, Wein und Räucherzunge ....

Ich ſpürte, daß ſich jetzt etwas entwickeln mußte, aber ich ſagte keinen Ton und las in meinem Buche.

Ueber die Blätter hinweg beobachtete ich den Kampf, den die kleine Dame mit ſich kämpfte ..... Ein paarmal nahm ſie Anlauf, dann endlich kam es heraus, ſchüchtern, lieb und ſchlau: „Verzeihung, mein Herr, dürfte ich Sie wohl bitten, mir etwas von Ihrer reichhaltigen —“

Sie ſtockte.

Und erſt nach einer Pauſe fuhr ſie fort: „— mir etwas von Ihrer reichhaltigen Lektüre zu überlaſſen?“

Ich war gerührt, beſiegt, entwaffnet. Wie ſie dieſe klugen Worte herausbrachte! Meine ganze Bosheit ſtand da porträtiert; meine Niedertracht kam mir zum faſt greifbaren Bewußtſein. Ich ſchnitt das ſchönſte Stück von der Rauchzunge herunter; ſie akzeptierte lächelnd dieſe „Lektüre“; die kleinen, weißen Mauſezähnchen biſſen tiefe Kurven in die Brotſchnitte, ohne Rückſicht darauf, daß die roſige Lippenſchminke notleiden möchte. Die rundlichen, leichtgepuderten Wangen kauten mit emſiger Betriebſamkeit. Die ſchwarzen Augen ſagten zu mir: „O, wie will ich Ihnen danken!“ .... Mit Rückſicht auf meinen vierwöchentlichen, konſtantinopolitaniſchen Aufenthalt war mir dieſe Augenſprache durchaus nicht unangenehm ....

Als meine ſchöne Nachbarin den ſchlimmſten Hunger geſtillt hatte, waren wir bald im beſten Plaudern. Sie war natürlich nicht ſeine „Frau“. Er nahm ſie mit nach Kospoli .... Alles ganz, wie ich es mir wünſchte .....

Daß er in dieſem Augenblick ins Kupee kam — das war weniger nach meinem Wunſch. Aber nicht zu ändern. Und nicht zu vermeiden, daß ich ihm nun auch ein Stück Zunge anbot. Allerdings ſchnitt ich es wenigſtens von hinten ab, wo ſie knorpelig und zäh war.

Während er kaute, zog er aus allen Rocktaſchen zerknitterte Papierbogen in Aktenformat und zerriß ſie in kleine Stücke, die er teils aus dem Fenſter warf, teils in die Fugen der Sitzpolſter ſtopfte . . . . . Als er ausgekaut hatte, ließ er uns wieder allein. Eine Handtaſche nahm er mit ins andere Abteil: er habe Akten zu ſtudieren und müſſe ungeſtört bleiben.

Was war eigentlich dieſer Menſch? Ich ſuchte die Kleine auszufragen; aber der Mann muß erſt noch geboren werden, der eine hübſche, lachende Pariſerin zu einer korrekten Antwort zwingt. „Was er iſt?“ ſagte ſie endlich, „er iſt mein Bräutigam.“

„Das mag eine ſehr angenehme Beſchäftigung ſein, aber es iſt doch ſchließlich kein Beruf. Alſo bitte, was iſt er?“

„Er iſt reich, lieb und gut, und deshalb gehe ich jetzt zu ihm hinüber und gebe ihm einen Kuß.“

Ich warnte ſie. Wenn man die Herren in ihrer Arbeit ſtört, werden ſie ungemütlich. Und wenn Madame einen Kuß loswerden wollten, deshalb brauchten ſich Madame durchaus in kein anderes Kupee zu bemühen . . . .

Die kleine Frau nahm alle Energie zuſammen, die ſie beſaß: „Mein Herr, ich verbiete Ihnen, ſo mit mir

zu ſprechen. Monſieur iſt nicht nur mein Bräutigam, ſondern er wird mich auch heiraten!"

Mir ſchwebte eine Antwort auf den Lippen, in der die Worte „Größenwahn" und Optimismus" vorkamen — da fiel mir ein: wir fuhren ja nach Konſtantinopel! So ein Türke hat's gut! Wenn das kleine Frauchen darauf beſtand, er hatte ihr gut die Heirat verſprechen! Und wenn er zu Hauſe ſchon ein Dutzend Frauen hatte! Dann nahm er die Kleine eben als Dreizehnte! Dagegen können wir Nichtmohammedaner einfach nicht an! Ob ich auch zum Islam übertrete? .... Sie ging wirklich hinüber, ihm den Kuß zu geben ....

Sie war noch keine zwei Minuten drüben, da hielt der Zug. Philippopel. Viertelſtunde Aufenthalt. Ich tue, als wolle ich auf den Bahnſteig. Vor dem Kupee, in dem mein Pärchen ſitzt, bleibe ich im Korridor ſtehen und nicke einen freundnachbarlichen Gruß hinein: „Hat es den Herrſchaften geſchmeckt?"

„Was?" fragt die kleine Pariſerin naiv.

„Eh bien," ſage ich noch naiver, „die Zunge! ... darf ich Sie zu noch einem Stückchen einladen?"

Nun mußten ſie, um ſich meine wertvolle Gunſt nicht zu verſcherzen, mit mir in unſer Abteil zurückkommen ...

Aus dem Langen war nicht klug zu werden. Auch jetzt zog er wieder Aktenbogen hervor, zerriß ſie und ſtopfte ſie in die Polſterfugen. Auch jetzt verſchwand er nach wenigen Minuten wieder unter dem Vorwand, daß er arbeiten müſſe. Was war der Menſch? Sicher nichts Ehrliches! ... Mein Gedankengang bekam

einen Riß, als die kleine Französin mir das Hotel nannte, wo sie Pera wohnen wolle. A l l e i n! — Denn Hassan müsse im Hause seines Vaters absteigen. Ich hatte in einem a n d e r e n Hotel ein Zimmer bestellt — aber unter diesen Umständen . . . . . .

„Welch ein Zufall!" rief ich erstaunt, „ich habe in dem g l e i c h e n Hotel wie Sie ein Zimmer bestellt! Die nächste Fleischschnitte gebe ich Ihnen nur unter der Bedingung, daß wir, während Ihr Hassan seinen Geschäften nachgeht, gute Kameradschaft halten."

Sie sagte nicht nein. Sie sagte nur: „Er heiratet mich! Vorsicht!" Dann kam er selbst und stopfte wieder Papier in das Sofa . . . .

„H a r m a n l i!" riefen die Schaffner.

Eine halbe Stunde Aufenthalt.

Die halbe Stunde geht vorüber. Noch eine halbe. Die Schaffner fluchen in den verschiedensten Landessprachen. Wir müssen bald weiter, sonst versäumen wir den Anschluß nach Saloniki. Ich gehe auf den Bahnsteig und suche mich mit den Leuten zu verständigen. Aus dem türkisch-französischen Kauderwälsch erfahre ich: es soll ein türkischer Spion im Zuge sitzen. Er soll wertvolle Papiere bei sich haben — ganze Koffer voll — und eine junge Dame. Alle Wetter! Hassan, bist du das? Selbstverständlich! Der Kerl steht ja schon so aus . . . . und richtig, als ich wieder ins Kupee kam, war es leer. Ich schaue hinaus: da schleppen vier bulgarische Gendarmen den langen gelben Hassan und meine kleine zierliche

Liſette davon .... Die Lokomotive pfiff, und wir fuhren gen Kospoli .....

Der Kontrolleur kam zu mir in den Wagen: „Wiſſen Sie, daß der Herr ein Spion war? Was ſchaut denn da aus den Polſtern für Papier heraus? Hat der Herr Spion das hineingeſtopft? Ja? Da will ich ſogleich die Polſter ganz hochheben, damit ich all das Papierzeug zu faſſen kriege! So! Und jetzt — Sie erlauben doch? — öffne ich das Fenſter und ſchmeiße das ganze Papierzeug hinaus! Ich mag mit der Geſchichte nichts zu tun haben!“

* * *

Wie ich drei Wochen ſpäter in Pera im Reſtaurant von Merquerditſch Tokatlian dinieren will — wer ſitzt da ſeelenvergnügt? Mein langer Türke. Solo. Er lädt mich ein. Revanche für die Räucherzunge. Ich muß annehmen. Er erzählt.

Er iſt k e i n Spion. Er iſt ein ehrbarer Beamter der Dette publique. Die kleine Pariſerin hatte er einem bulgariſchen Leutnant weggeſchnappt, deſſen Freundin ſie in Sofia geweſen war. Der bulgariſche Krieger fand ein einfaches Mittel, um die ungetreue „Freundin“ zurückzugewinnen; er telegraphierte nach Harmanli: „Türkiſcher Spion im Konventionszug iſt nebſt Begleitung zurückzubefördern ....“, da wurden Haſſan und Liſette nach Sofia zurückgebracht. Die Dette publique legitimierte ihren Angeſtellten telegraphiſch, aber als

er wieder freikam, war Liſette mit dem bulgariſchen Leutnant nach Paris abgedampft.

„Sind Sie nun ſehr traurig?“ fragte ich ihn teilnahmsvoll.

Er grinſte übers ganze Geſicht.

„Das weniger!“ lachte er. „Liſette hatte ſich in den Kopf geſetzt, ich ſolle ſie nicht nach türkiſchem Ritus heiraten, ſondern nach Pariſer Ritus! Eine Einzige, wenn man zwölf oder zwanzig haben kann! Ich verliebter Eſel hätt's auch beinah' getan — da kam das Schaf von Leutnant!“

„Schaf?“

„Aber ja. Sehen Sie die Karte von Liſette; aus Paris; geſtern haben ſie ſich vermählt — nach Pariſer Ritus; Liſette und das Schaf!“

„Und Sie?“ fragte ich, „haben Sie Erſatz gefunden?“

„Einigermaßen,“ entgegnete der Mohammedaner und hob mir ſeine linke Hand entgegen.

Zwölf funkelnagelneue Verlobungsringe glänzten daran! —

Ob ich nicht doch zum Islam übertrete?

Eroberung

Eroberung.

Es war um eine Zeit, in der mein Herz wieder einmal verwaiſt und einſam ſtand. Die Attacke war nicht ſchwer. Das auffallend ſchicke, ſchlanke Perſönchen war mir am Ranke-Platz über den Weg gelaufen. Am hellen Mittag. Ich ſah ſie an, ſie ſah mich an, ſozuſagen Liebe auf den erſten Blick. Oder — na ja — Liebe kann man nicht ſagen; verſtehen auf den erſten Blick. Da aber bekanntlich nicht nur geblickt werden kann, ſondern auch geredet werden muß, ſo redeten wir. Sehr geſchickt. Beide ſehr geſchickt. Ich ſagte hutlüftend: „Pardon, Gnädigſte, daß ich ſo ungeſchickt war, Sie nicht wiederzuerkennen"; ſie antwortete mit lächelnder Sicherheit: „Nein — ich bin es, die um Entſchuldigung zu bitten hat, Herr Rechtsanwalt. Ich wollte eben gerade wieder zu Ihnen gehen, um Sie in meinem Prozeß zu konſultieren". — Nach „konſultieren" hält ſie inne und ſagt mit einem wohlmarkierten, leichten Schrecken: „Um Himmelswillen! Sie ſind ja gar nicht mein Rechtsanwalt?!" Ich be-

dauerte dieſe Tatſache höflich und lebhaft, ſtellte mich mit meinem richtigen Namen vor und eine Viertelſtunde ſpäter ſaßen wir zuſammen im Romaniſchen Café.

Da erzählten wir uns denn gegenſeitig was. Ich Wahrheit, ſie Dichtung. Aber ſo viel fand ich unter dem Aufputz ihres lieben Geplappers als Wirklichkeit heraus: Lili ſtudierte Muſik und mußte eine famoſe Kinderſtube gehabt haben; ihre reichen Eltern wohnten in einer Provinzſtadt; Lili lebte nicht ganz in Frieden mit ihnen — der „briefliche Verkehr" ſchien ſich auf monatlich je eine Poſtanweiſung zu beſchränken — Lili war aber keineswegs der Typ der verlorenen Tochter. Man ſchien ſie bloß in limitierte Verbannung geſchickt zu haben, die das hübſche Mädel ſich in Berlin am Königlichen Konſervatorium recht wohl munden ließ.

Herz, was begehrſt du mehr? Sie iſt nett, jung, feſch, ſchick und alleinſtehend. Natürlich — ſo erzählt ſie — wird ſie jeden Tag zwanzigmal auf der Straße angeredet, aber ſie teilt dann gewiſſenhaft zwanzig derbe Körbe aus. Ich überlege: mich hat ſie nicht weggeſchickt. Alſo? Herz, was begehrſt du mehr? Keine Schulden, keine Verpflichtungen, keine ſtörenden Verwandten. Wenn man's mal ſpäter ſatt hat, predigt man „Verſöhnung mit Elternhaus": kehre zurück! — und alles iſt . . . vergeſſen. Die denkbar glänzendſten Ausſichten in die nächſte und in die etwas fernere Zukunft. Herz, was begehrſt du mehr?

Ich zog innerlich Regiſter Nummer eins: Teuerſte Loge im teuerſten Theater, Souper im Kaiſerhof ....

„Haben Sie für heute abend etwas vor, Gnädigſte?“

Ich durfte ſie um halb acht aus ihrer „Penſion“ abholen. Ich habe ſchon mancherlei erlebt, aber ich muß ſagen: ich war baff — um halb acht. Dieſer Hut und dieſe Robe — wir werden das ſchickſte Paar im Kaiſerhof ſein! .... und das will etwas heißen. Innerlich tat ich dem „brieflichen Verkehr“ Abbitte, weil ich ihn auf monatlich je e i n e Poſtanweiſung taxiert hatte: Poſtanweiſungen ſind nur bis zum Betrage von achthundert Mark zuläſſig. Und mit achthundert Mark kann man ſich dieſe Robe nicht leiſten.

„Wie gefall' ich Ihnen?“

Ich gab eine Sammlung auserleſener Superlative zum beſten ...

Notabene: die Tür nach dem Korridor mußte offen bleiben, ſolange ich in Lilis Penſions-Salon weilte. Wegen der Wirtin.

Lili baſtelte noch ein bißchen vor dem Spiegel herum, dann mußte ich ihr den geradezu wahnſinnig ſchicken Theatermantel umlegen. Ich wandte mich zum Gehen.

„Sie haben etwas vergeſſen?“ ſagte ihr lockendes Stimmchen im Frageton. Sie führte mich nach einer Stelle des Salons, die vom Korridor aus nicht zu überblicken war, und hielt mir ihr kleines lockendes Mäulchen hin ...

Ganz — „ſüßes Mädel“.

Als wir zwei Minuten ſpäter durch den Korridor ſchritten, war ſie wieder ganz Fürſtin.

Wir fuhren zum Metropoltheater.

Von allen Damen und Dämchen im erſten Rang war Lili die ſchickſte. Ohne jeden Zweifel. Aus einem Heer von Monokeln ſtreiften mich die beneidendſten Blicke. Und wenn das Heer erſt gehört hätte, wie Lili mir ihr „Programm" entwickelte: frei wollte ſie ſein; niemals werde ſie einem Manne angehören, der ſie durch Geſchenke zu verführen ſuche. — Ich gab mir feierlich das Verſprechen: über mich ſoll ſie ſich nie zu beklagen haben.

„Geiſt muß ein Mann beſitzen, der mich reizen ſoll!" . . . und da ich weiß, was die Damen Geiſt nennen, machte ich dumme Witze über ſämtliche Hüte und Roben, die nicht Lili gehörten. Und ſchimpfte über die hübſchen Choriſtinnen. Und wenn ſie mir noch ſo gut gefielen — ich ſchimpfte über jede einzelne und verglich jede mit irgendeinem Tier aus dem Zoologiſchen Garten. Immer mit dem ungraziöſeſten und dümmſten, das mir gerade einfiel. Und wenn ſie noch ſo nett war! Was hatte ich für Auslagen darauf?

„Oh — Sie haben Geiſt!" ſagte meine Nachbarin ſchon im zweiten Zwiſchenakt . . . und ich hatte wenigſtens ſo viel Geiſt, zu verſtehen, was ſie mir damit andeuten wollte.

Im Kaiſerhof gaben wir wieder unſeren Theatermantel in der Garderobe ab, das „Hütchen" mit der zweimeterlangen Straußfeder behielten wir auf. Als

wir durch die Halle schritten, quittierten wir mit selbstverständlichstem Nichthören über ein Dutzend Ah's der Bewunderung. Und im Speisesaal hatten wir wieder die innige Genugtuung, das tadelloseste Paar zu sein.

Nun kam mein — „Programm". Mein Eroberungsprogramm. Niemand behaupte, daß so etwas überflüssig sei. Freilich, wenn man da zu Zweien soupierend sitzt, weiß jeder innerlich ganz genau, was der Andere von ihm, was er vom Andern will. Aber gesagt muß es werden! Und wenn du keine Routine hast, verdirbt ein ungeschicktes „ei!" den ganzen Brei. Und wenn „sie" was Dummes sagt, kann's auch ihr passieren, daß sie das Mißgeschick hat, dich mit drei Worten gänzlich zu entnüchtern. Das Letztere soll allerdings seltener vorkommen.

Mein Eroberungsprogramm hat noch nie versagt: Champagner nicht vom Braten ab, sondern gleich von den Austern an; ins Menü ein bis zwei Gänge einschieben lassen, die sie noch nicht kennt; das imponiert kolossal. Bei den teuersten Gerichten so nebenbei erwähnen, daß dies die Lieblingsspeise einer verflossenen Freundin war. Beim Zitieren jeder verflossenen Freundin einfließen lassen, daß man ihr zwei bis drei Jahre unweigerlich treu war; und daß es etwas anderes überhaupt nicht gibt. Wenn das Dessert serviert ist, von der letzten Liebe schwärmen, die drei Jahre währte und jetzt seit gerade zwei Monaten „vorüber" ist. Bitte, seit zwei Monaten! Keine Woche weniger. Sonst entsteht der Verdacht, die letzte Liebe könne wiederkommen. Nach

dem Deſſert eindringliche Schilderung der verwaiſten Junggeſellen-Etage, in der ſich ſonſt abends — nach ſolchen Soupers, bitte! — immer ſo gemütlich eine Taſſe Tee trinken ließ . . . Alſo, wenn das nicht hilft, hilft nichts. Aber es hat noch immer geholfen.

Das Eroberungs-Menü ſah heute ungefähr ſo aus:

Whitstable natives mit Champagner.

Potage St. Germain mit Elogen über die Wirkung der ſchicken Robe in dieſem mondänen Milieu.

Seezungen à la meunière mit Champagner; von jetzt ab überhaupt alles mit Champagner.

Poulets au riz mit Champignonſauce und wehmütig zarten Erinnerungen an eine blonde zwei jährige Freundſchaft.

Roſtbeef à l'anglais au jus mit Salat, Kompot und ſehr viel Champagner. (Zum Braten muß man trinken.)

Choux-fleurs au gratin mit innig lebhaften Reminiſzenzen an eine ſchwarze drei jährige Freundſchaft. („Wir" ſind nämlich ſchwarz.)

Beignets soufflés mit Vanillenſauce und bewegten Klagen über die zweimonatliche Witwerzeit.

Fromages, Fruits, Deſſert mit eingehender Schilderung der eleganten, aber verwaiſten Junggeſellen-Etage, in der ſich ſonſt

abends — nach ſolchen Soupers, bitte! — immer ſo gemütlich eine Taſſe Tee trinken läßt.

Von jetzt ab: Sekt mit Porter gemiſcht . . .

Wie Lili zuzuhören wußte! Wie ſie mit Worten naiv tat und mit Blicken ihr Verſtehen markierte! Wie alles programmäßig am Schnürchen ging! Wenn man's ſo überdenkt, iſt's faſt langweilig, weil's allemal das Gleiche iſt. Wenn man aber mittendrin ſitzt, iſt's doch immer wieder furchtbar intereſſant, weil's jedesmal ganz anders iſt.

Ganz anders. Jawohl — diesmal war's ganz anders! Als beim Obſt die durchaus programmäßige Feſtſtimmung eingetreten war . . . jene Feſtſtimmung, in der die ſchönere Hälfte beim Nachhauſefahren nicht zu hören pflegt, welche Adreſſe man dem Chauffeur ſagt . . . da waren unſere Gläſer leer und die Sektflaſche war auch leer. Nur die Porterflaſche war noch halb voll . . . Das paßte durchaus nicht in mein Programm. Vor dem Aufſtehen muß man noch einmal anſtoßen: „Was wir lieben!" Unbedingt nötig! Der Blick, den man dabei erhält, iſt die unerläßliche Legitimation für nachher . . . wenn man dem Chauffeur die Adreſſe ſagt. — Mit Porter allein geht das nicht. Ich beſtelle alſo noch eine Goldgekapſelte. Lili will den rotbefrackten Kellner zurückhalten: „nein!" — Ich befehle. Aber ich ſpüre beim Befehlen ganz genau: Hallo, mein Beſter, du wirſt aufdringlich; und Aufdringlichkeit iſt der Ruin der Stimmung. Die Flaſche kommt. Ich gieße ein. Lili will nicht mehr. „Nippen Sie wenigſtens, Gnä-

digſte!“ Und hin und her und her und hin, und die Stimmung iſt ſchon im Wiederkommen. Da ſtößt mein dummer kleiner Finger an Lilis gefülltes Glas und klacks! — fließt über die zarte, ſeidene Spitzenrobe eine ſchäumende Sekt- und Porter-Flut, die ſich in den Falten der Schleppe zu einer dunkelbraun-mouſſierenden Pfütze ſammelt.Das leere Glas hielt ich noch .... — Die mouſſierende Pfütze war ein niederträchtiger Anblick; in ihr erſoff rettungslos alle Stimmung, das ganze Eroberungsprogramm ....

Was ich zwanzig Minuten ſpäter aus dem Auto hob und am Portal der Penſion abſetzte, war keine Fürſtin und kein ſüßes Mädel, ſondern ein heulendes Häufchen Unglück, das weder an jenem Abend, noch jemals ſonſt im Leben von mir etwas wiſſen wollte.

Eine Frau kann uns alles verzeihen. Zum Beiſpiel: daß wir recht haben .... auch: daß wir merken, wenn ſie uns betrügt ... ſelbſt: daß wir ſie in flagranti ertappen — das alles kann ſie uns verzeihen. Aber nie — daß wir ihr eine Robe verderben! Das iſt zu viel verlangt.

Der Marmorpfad.

Wenn du hörſt, daß dein Nachbar ſeinem Vermögen alljährlich eine runde Million hinzufügt, während es dir ſelbſt nicht gelingen will, die Ziffer deiner Erſparniſſe über den Bezirk der kurzſtelligſten Zahlen hinauszuführen — dann wirſt du ſtets geneigt ſein, deinen Nachbar für einen Glückspilz zu halten, der eigens zum Gewinnen des großen Loſes auf die Welt geſetzt iſt, und dich ſelbſt für den beklagenswerten Schlemihl, der überall mit einer Niete herauskommen muß. Was deine Meinung über dich ſelbſt anbelangt, ſo wollen wir uns da nicht weiter ſtreiten. Mit der Anſicht über den reichen Nachbar biſt du aber entſchieden im Irrtum. Wer imſtande iſt, ſein Vermögen alljährlich um ein Beträchtliches zu mehren, der muß nicht nur Glück haben, ſondern auch Verſtand. Und Verſtand bedeutet in dieſem Falle: das Gehirn darauf dreſſieren, daß es jede Möglichkeit eines Gewinnes ſchnell und ſicher erkennt. Vielleicht geſtatteſt du mir, daß ich dir den Unterſchied zwiſchen deinem reichen Nachbar und deiner Wenigkeit an einem kurzen Beiſpiel erläutere. Nämlich an der Geſchichte von — Lehmanns „Marmorpfad".

Alſo — was würdeſt du tun, wenn ein junger, armer Bildhauer, der vorgeſtern bei dir zum Mittageſſen geladen war, dich heute um den Betrag ſeiner Atelier-miete anpumpen will? Höchſtwahrſcheinlich wirſt du ihm mit einem blauen Lappen unter die Arme greifen und „den hoffnungsvollen Künſtler" noch an einige deiner Freunde empfehlen, von denen er ſich den Reſt zuſammenborgen mag. Das würdeſt du tun! — Was aber tat in einem ähnlichen Falle dein Nachbar, der Geheime Kommerzienrat Lehmann? (Der übrigens damals noch kein geheimer, ſondern erſt ein ganz gewöhnlicher Kommerzienrat war.) Lehmann nahm den jungen Bildhauer zunächſt in ein ſcharfes Kreuzverhör: „M ü ſ ſ e n Sie die Miete zahlen? Und gleich ſoviel auf ein Mal?" — „Ja, ſchaun's, Herr K'merzienrat," erwiderte Aloys Taſcherlhuber mit zahlreichen erklärenden, kreisrunden Handbewegungen, „was i ſchuldig war, hab i ja no jeden Monat zahlt; aber ſchaun's Herr K'merzienrat, hier in Berlin komm' i auf keinen grünen Zweig, ſöll hab' i eh rausg'funden, jetzt möcht' i wieder z'ruck nach Wien, zu'n Oeltern. Und da verlangt nun der Hauseigentümer — nit ganz zu unrecht —, daß i ihm für die ſechs Monat, wo i noch Kontrakt hab' die Mieten zahl', b'v o r daß i abreis'. Eh läßt er mich nit herauſſen. Deswegen brauch' i jetzt dös viele Geld auf ein Brett, Herr K'merzienrat. Was will ma da mach'n?"

Während der junge Bildhauer mit den Armen in der Luft umherſegelte, ſaß der Bankier ganz ſtill da. Er

hatte ſeinem Gehirnapparat die Frage aufgegeben: „Iſt hier Geld zu verdienen?“ Und der wohldreſſierte Apparat ſignaliſierte: „Vielleicht!“ — Das Verhör ging weiter. „Wie lange wohnen Sie da? Bewohnen Sie das ganze Atelier? Wer hat vor Ihnen darin gewohnt? Wer hat vor dem früheren Mieter drin gewohnt? Wären Sie bereit, wenn ich die Sache für Sie ordne, mir für jeden Monat Miete je eine hübſche Marmorſtatue zu liefern?“ — — Als der junge Bildhauer ſich verabſchiedete, war ihm noch nichts „Feſtes“ verſprochen, aber immerhin eine Hilfe auf der Baſis der letzten Frage in ſichere Ausſicht geſtellt.

Eine Stunde ſpäter trat in das Privatbüro des Kommerzienrats jener grauſame und unerbittliche Hauseigentümer, der den armen Aloys Taſcherlhuber nicht „ziehen“ laſſen wollte. Man hatte den Tyrannen telephoniſch herbeizitiert. Der Kommerzienrat war aber nicht etwa ſo leichtſinnig, dem Hausbeſitzer zu verſprechen, daß nun er an Stelle des Künſtlers die Miete zu zahlen gedächte — o nein! Er redete mit dem guten Manne ganz andere Dinge, Er ſagte zu ihm: „Ihr Atelier! Ueberhaupt ein Zuſtand von einem Atelier! Herr, denken Sie, ich weiß nicht, daß Sie es urſprünglich als Pferdeſtall erbaut hatten? Und bloß — weil wegen der vielen Fliegen Ihnen aus allen Etagen des Hauſes die Mieter davonlaufen wollten, — ließen Sie noch ein paar Dachfenſter in den Pferdeſtall brechen und vermieteten ihn ſeitdem als „Atelier“! Sie meinen wohl auch, es ſei nicht ſtadtbekannt,

Herr, daß Ihnen Ihr erster feiner Ateliermieter gleich im ersten Vierteljahr einfach durchgebrannt ist? Wahrscheinlich, weil er es in Ihrem Pferdekasten nicht aushalten konnte? Und sogar verschollen ist dieser arme, dänische Junge! Und wieviel Arbeiten hat er zurückgelassen, die Sie nun Gott weiß wie lange aufbewahren müssen und die Ihnen das halbe „Atelier" versperren! Wenn er sich das Leben genommen hat — Sie sind sein Mörder! Den Taschcrlhuber wollen Sie jetzt wohl auch so weit bringen? Aber das werden Sie nicht, Herr, darüber werde ich wachen! Der junge Mann ist mein Schützling, und es ist genug, wenn Ihr Pferdestall einem talentvollen Künstler das Leben gekostet hat! Sie werden den armen Menschen jetzt ziehen lassen, verstehen Sie? Für die restlichen sechs Monate gehört mir Ihr Atelier — mir, dem Kommerzienrat Lehmann. Miete zahlen werde ich Ihnen zwar auch nicht, aber wenn die sechs Monate um sind, dann werden wir uns schon irgendwie arrangieren, das sage ich Ihnen, ich — der Kommerzienrat Lehmann und das wird Ihnen wohl genügen?"

Die Einwände, die der verschüchterte Hauseigentümer zu erheben wagte, waren von so bescheidener Natur, daß Taschcrlhuber noch am gleichen Nachmittag „ziehen" konnte. — —

Für diesen Abend lud der Kommerzienrat vermittels Rohrpostbriefes einen jungen französischen Bildhauer zum Souper, der sich für ein Semester in Berlin niederlassen wollte. Ganz en passant bot Lehmann

nach dem Eſſen zwiſchen zwei Billardpartien dem Pariſer Künſtler ein Atelier an, das gerade leer ſtehe und über das er das Verfügungsrecht habe: „Aber Miete nehme ich keine an, abſolut nicht, Monſieur — höchſtens dürfen Sie mir jeden Monat mal, si ça vous fait plaisir, ein kleines Präſent dedizieren, eine eigene Arbeit — n'est-ce pas, monsieur?" Nach ſanftem Sträuben nahm Catulle Deſtelles das generöſe Anerbieten ſeines „Mäzens" an . . .

Das war vor ungefähr zwölf Jahren.

Sechs Monate ſpäter — alſo vor ungefähr elf und einem halben Jahr — verließ der junge Franzoſe ſein Gratis-Atelier und wanderte nach ſeinem geliebten Paris zurück; zur gleichen Friſt ſtellte ſich der Hauseigentümer beim Kommerzienrat ein, um mit ihm, der natürlich bis jetzt noch keinen Pfennig bezahlt hatte, wegen des in Ausſicht geſtellten „Arrangements" zu verhandeln.

„Ja, was wollen Sie denn ſchon wieder?" ſchnauzte ihn Lehmann ſehr erregt an, „ſoll ich Ihnen für alle Zeit und Ewigkeit jeden Monat die Miete für Ihren Pferdeſtall zahlen?"

„Erlauben Sie," wandte der Hausbeſitzer beſcheiden ein, „ich meine nur, jetzt ſind doch die ſechs Monate um und wir müſſen doch nun miteinander reden. Ich habe ſolches Pech mit dieſem unglücklichen Atelier; da könnte ich nun einen pikfeinen Mieter bekommen, aber der braucht ſo ſehr viel Platz, und die Hälfte iſt doch nun immer noch verbaut mit den Rieſendingern,

die der verſchollene Däne bei mir hat ſtehen laſſen. Nun krieg ich immer noch keinen Mieter, und da —"

„Und da ſoll ich, der Kommerzienrat Lehmann, Ihnen wohl noch einen neuen Mieter ſuchen? Herr, was verlangen Sie denn von mir, was bilden Sie ſich eigentlich ein?! Bin ich Häuſeragent, bin ich Grundſtücksvermittler? Glauben Sie, ich habe meine Zeit geſtohlen, daß Sie mich mit ſolchen Sachen aufhalten?"

„Erlauben der Herr Kommerzienrat, der Herr Kommerzienrat haben doch damals geſagt, daß wir uns nach den ſechs Monaten irgendwie „arrangieren" wollten. Der Herr Kommerzienrat haben mir ausdrücklich verſprochen, mir —"

„Ihnen einen lebenslänglichen Mieter für Ihren Pferdeſtall zu ſuchen, nicht wahr?" donnerte der Gewaltige.

„Nein doch, nein doch!" lenkte der Verſchüchterte ein, „einen Mieter fänd' ich ja ſelber, wenn ich bloß erſt das Gerümpel von dem verſchollenen Dänen los wäre. Aber das muß ich ja doch zehn Jahre aufbewahren, eh ich mich dran ſchadlos halten darf; und bis dahin kann auch noch Gott weiß was dazwiſchen kommen —"

„Alle Wetter nochmal! Die Arbeiten von dem Dänen ſoll ich Ihnen denn wohl a u ch n o ch aufbewahren?! Herr, Ihre Zumutungen überſchreiten wahrhaftig alle Grenzen! . . . Aber Sie ſollen ſehen, daß ich nicht ſo bin. Ich habe Ihnen ein „Arrangement" verſprochen — gut, ich werde Ihnen in Ihrem Atelier

Raum schaffen und bessere Vermietungsmöglichkeit: ich werde die Aufbewahrung von dem dänischen Zeug übernehmen — unter einer Klausel, die für Sie kaum in Betracht kommt, nämlich: daß nach Ablauf der gesetzlichen Aufbewahrungsfrist der Kitsch mir gehört. — Sie sehen, ich mache Ihnen einen glänzenden Vorschlag: für die sechs Monate Ateliermiete, die Ihnen entgangen sind, übernehme ich die zehnjährige Aufbewahrung eines Materials, das Ihnen nach Ihrer eigenen Aussage die größere Hälfte des Atelierraumes versperrt. Ich weiß, ich biete Ihnen da viel zu viel. Aber Sie sollen ihn auch einmal genossen haben, den Kommerzienrat Lehmann!"

Daß der Hauseigentümer dieses verlockende Angebot noch in der gleichen Minute annahm, versteht sich von selbst. — —

Das ist elfeinhalb Jahre her.

Heute besitzt der Kommerzienrat Lehmann, der inzwischen zum „Geheimen" avanciert ist, draußen bei Neubabelsberg ein elegantes Landhaus. Vom Hauptgebäude nach dem großen Pavillon schlängelt sich eine Linden-Allee, in deren Schatten zwanzig herrliche Marmorstatuen stehen. Sechs davon stammen von dem berühmten österreichischen Meister Aloys Taschenlhuber (seit Jahren K. K. Kunstprofessor zu Wien), sechs weitere rühren von dem vielgepriesenen Franzosen Catulle Destelles her (seit einem halben Jahrzehnt Mitglied der Akademie zu Paris), und die übrigen sind von der Hand des dänischen Bildhauers Det-

lef Anderſen. Von autoritativer Seite wird die Behauptung aufgeſtellt, daß Detlef Anderſen ſicher den Nobelpreis erhalten haben würde, wenn ihm nicht das kleine Malheur widerfahren wäre, daß er ſich an einer unglücklichen Nordpolfahrt beteiligte, ſeit deren Antritt er als verſchollen gilt.

Geheimrat Lehmann nennt die Alle mit den zwanzig prachtvollen Bildwerken beſcheiden-protzig ſeinen „Marmor-Pfad". Lehmanns Marmorpfad repräſentiert heute einen Wert von hunderttauſend Talern — und du weißt nun, was der Marmorpfad ſeinem geheimrätlichen Beſitzer gekoſtet hat. Keinen einzigen Pfennig.

Siehſt du? Du hätteſt damals dem armen jungen Bildhauer mit einem blauen Lappen unter die Arme gegriffen, anſtatt ſo zu handeln, wie es der vielbeneidete Beſitzer des „Marmorpfads" gemacht hat.

Was hätteſt du davon gehabt?

Ein paar grobe Antworten auf deine zarten Mahnbriefe; einen Schuldner mehr; aber nie im Leben einen — „Marmorpfad".

Ein Engel mit Ehrenwort.

Als ich sie kennen lernte, war sie ein richtiger Engel. Kein solch knabenhaft-unreifer, wie sie in Dresden bei der Sixtinischen Madonna umherlungern, sondern ein ausgewachsen-mädchenhafter, wie sie zu Berlin auf der Hofopernbühne einherschreiten, wenn Hänsel und Gretel sich in den Himmel träumen. Ein richtiger Bühnenengel. Groß, stattlich, voll, blond und angetan mit schneeweißem Gewande. Das weiße Gewand war schlimm. Sehr schlimm. Ein Spitzenkleid und ein Spitzenfrack, die einmal nicht sehr teuer gewesen waren und nach denen sich bei dieser auffallenden Gestalt jeder Mensch umschaute. Aber das schwere, reiche, goldene Blondhaar, das bei den Theaterengeln Perücke ist, war bei meinem Engel echt. Echt in Farbe und Ware. Das kann ich auf Grund eingehendster Betrachtung beschwören. Keine Einlage, keine Plusmacherei, keine Ansteclöckchen. Ein Wunder. Eben ein Engel — ein richtiger, ausgewachsener Engel.

Blaue Augen, beschattet von langen, goldblonden Wimpern. Darüber zwei stolze Bogen von — das war

das pikanteſte in dem edlen Antlitz — von dunkelbraunen, beinahe ſchwarzen Augenbrauen. Auf die hab ich ſie nach dem Souper einmal geküßt, auf dieſe dunklen Augenbrauen. Aber nur ein einziges Mal. Denn da hatt' ich den ganzen Mund voll Ruß. Der Kuß ſchmeckte unverkennbar nach abgebrannten Zündhölzchen. Aber ich ſchluckte den bitteren Geſchmack wortlos mit Todesverachtung und drei Glas Champagner hinunter. Bei einem ſonſt durchaus waſchechten Engel kann man geſchwärzte Augenbrauen ſchließlich ſchon in Kauf nehmen. Und daß ich an meinen Lippen ein Taſchentuch pechkohlrabenſchwarz gewiſcht hatte, machte nichts; ich hatte noch ein zweites bei mir . . .

Im Nebenzimmer begann eine angeheiterte Männerſtimme zu deklamieren:

„Blamier' mich nicht, mein ſchönes Kind"

. . . die Stimme kam nicht über das „Kind" hinaus.

„Wiſſen Sie, wie's weitergeht?" fragte ich meinen Engel.

Mein Engel zeigte ſeine geſunden Zähne und lächelte ſein ſamtenes Lächeln, das den Eindruck einer Zylinderhut-Bürſte machte: „Opp ich weiß, wie's weitergeht!" . . . .

„Wirklich?" . . .

„Auf Ehrenwort!" . . .

„Na, dann ſagen Sie mir's!"

Hierauf ließ ſich der Engel nicht ein, ſondern lächelte: „Ach, Sie wiſſen es gewiß ſelbſt nicht —!"

Um dieſen ernſten Zweifel zu beſeitigen, deklamierte ich gewiſſenhaft:

„Und grüß' mich nicht unter den Linden"

... als ich ſo weit gekommen war, unterbrach mich der Engel mit ſeinem Hutbürſtenlächeln und mit dem Einwand: „Ach, das iſt ja ſchon alt! Das haben ſie ſchon in dem vorletzten Stück im Metropoltheater gehabt. Ueberhaupt, das Metropoltheater, das iſt ſehr ſchick. Da geh ich ſehr gern hin. Wiſſen Sie, da iſt doch jetzt der ... wie heißt er doch gleich? Früher war er am Tallja-Theater ..."

Sie ſchien das Wort von „Taille" abzuleiten; obwohl ich mir ſehr unritterlich dabei vorkam, korrigierte ich meinen Engel und mahnte: „Thaliiia-Theater heißt es."

„Nu ſchön, Thaliiia-Theater," ſagte der Engel, „das weiß ich eben nicht ſo, in ſolche Lokale komme ich ſeltener."

Bei dieſen Worten nahm ihr Lächeln die Nuance vornehmer Reſerviertheit an. Ich konnte nicht gänzlich verhindern, daß in meinem linken Mundwinkel ſich das leichte Nervenzucken einer gebändigten Ironie einſtellte. Das hielt mein Engel für einen Zweifel an der Wahrheit ſeiner zuletzt geäußerten Behauptung. Die Vornehmheit des Lächelns verſtärkte ſich und wurde unterſtützt durch die Verſicherung: „In ſolche Lokale komme ich wirklich ſeltener. Auf Ehrenwort." Und dann verbreitete ſich der Engel ausführlich über das Reper-

toire des Thalia-Theaters, deſſen Stücke er alle mehrmals geſehen hatte ...

Später ſchrieb mir der Engel ſeine Adreſſe auf. Der Engel leitete die Filiale eines Herrenartikelgeſchäftes. Nur nach der Geſchäftsadreſſe ſollte ich ſchreiben, und deshalb notierte der Engel neben ſeinem eigenen Vor- und Zunamen die Firma ſeines Chefs nebſt dem Zuſatz „Zwei-Geſchäft Charlottenburg". Der Zuſatz war mir dunkel. Ich bat den Engel um Aufklärung. „Aber das iſt doch ganz einfach: in Berlin iſt das erſte Geſchäft, das leitet mein Chef und in Charlottenburg iſt das zweite Geſchäft, das führe ich." ... Mir ging ein Licht auf: „Ach ſo! Zweig-Geſchäft meinen Sie?" ... „Aber nein," ſagte der Engel, „das Geſchäft in Berlin iſt Nummer eins und das in Charlottenburg iſt Nummer zwei, und deshalb heißt es natürlich Zwei-Geſchäft! Auf mein Ehrenwort. Zweig-Geſchäft — ſo ein Unſinn, das gibt es doch nicht, ich ſitze doch in dem Geſchäft nicht auf einem Zweig, wie ein Kanarienvogel. Ich ſitze überhaupt keinen Augenblick ſtill, ich habe immer ſo furchtbar viel zu tun, ich bediene beinahe alle Herren ſelbſt, und faſt jeder will mich einladen, abends mit ihm auszugehen. Aber ich nehme natürlich nie eine Einladung an."

Mein Nervenzucken am linken Mundwinkel kam wieder ...

„Alſo, ich nehme wirklich nie eine Einladung an. Auf Ehrenwort. Das heute war ſeit fünf Mo-

naten zum ersten Mal, daß ich abends mit einem Herrn ausgegangen bin. Auf Ehrenwort."

„Dann könnten wir uns ja morgen abend wiedersehen?"

„Morgen?? Nein . . . da bin ich eingeladen. Bei einer Tante. Auf Ehrenwort."

„Vielleicht nächste Woche?"

Das wurde mir zugestanden. Als wir uns trennten, bekam ich noch unerbeten das Gelöbnis ewiger Treue für die Zwischenzeit. Auf Ehrenwort.

„Und morgen früh schicke ich Ihnen etwas sehr Nützliches," sagte ich zum Abschied. „Einen Augenbrauen-Stift. Da brauchen Sie keine abgebrannten Zündhölzchen mehr zu nehmen."

„Was?" rief da der Engel — wütend, aber lächelnd — „Sie denken doch nicht, daß ich meine Augenbrauen färbe?! Und gar mit abgebrannten Streichhölzern?! Niemals! Das kenne ich überhaupt gar nicht. Auf Ehrenwort!"

Ich dachte an den Rußgeschmack und an mein pechkohlrabenschwarzes Taschentuch. Aber ich sagte nichts — als: „Kommen Sie gut die Treppe 'rauf!" Dann ging ich nach Hause und schrieb ihr nach ihrem „Zwei-" Geschäft: „Lieber Engel! Ich habe soeben ein Telegramm aus Amerika erhalten. Auf Ehrenwort. Ich muß noch heute mit dem Nachtschnellzug nach New York abreisen. Auf Ehrenwort. Seien Sie gegrüßt, und bleiben Sie mir bis zu meiner Rückkehr treu. Auf Ehrenwort und fröhliches Wiedersehen!"

Die hängende Ohrfeige.

Es war ſo eine Art von ſilberner Hochzeit, was der runde Tiſch voll runder Bürgersleute am Faſchingſonntag im „Goldenen Schwan“ feierte. Eine ſilberne Hochzeit mit Pappnaſen. Oder vielmehr: eigentlich keine ſilberne Hochzeit, ſondern eine ſilberne Verlobung: heute vor fünfundzwanzig Jahren ... zum Donnerwetter! das ſtimmt auch nicht! Richtig müßte man ſagen: am Faſchingſonntag vor fünfundzwanzig Jahren — und das iſt doch nicht gerade heute vor fünfundzwanzig Jahren geweſen, nicht wahr? Alſo vor einem Vierteljahrhundert hat der dicke Schmiedemeiſter da drüben ſeine dicke Schmiedemeiſterin ... und das ſtimmt nun erſt recht nicht; denn damals war er noch nicht Schmiedemeiſter und ſie noch nicht Schmiedemeiſterin und beide noch nicht ſo wohlbeleibt geweſen wie heute, nicht wahr? ... Aber um endlich zum Schluſſe zu kommen — Himmel nochmal! Das ſtimmt ja ſchon wieder nicht; wir wollen ja nicht zum Schluß kommen, ſondern zum Anfang! Alſo kurz und gut: am Faſchingſonntag

vor fünfundzwanzig Jahren haben sie sich in genau dem gleichen Wirtshaussaal an genau dem gleichen runden Tische ... was denn gleich ... verlobt? Wenn man so will, ja. Eigentlich: kennen gelernt. Aber das war so ziemlich das Gleiche für die beiden gewesen; denn als sie an jenem verhängnisvollen Faschingsonntag von jenem verhängnisvollen runden Tische zu verhängnisvoll später Stunde sich erhoben, wußten sie, daß sie einander fürs ganze Leben angehören würden. Um es endlich einwandsfrei und genau zu sagen, so feierten sie heute das Fest ihrer „silbernen Verliebung". — Trotz der Pappnasen, die sie auch an jenem Tage trugen.

Ja, ja, als der damals so fesche und stattliche Schmiedegeselle an jenem Abend vom Tisch aufstand, da sagte er sich: „Die Annalies heiratest du und keine andere!" Und das tat der Heinrich, der Schmiedegeselle denn auch; denn Heinrich hatte noch stets getan, was er selber für recht befunden hatte — vom letzten Tage seiner Lehrjungenschaft an, bis ... nun, wenn wir ganz ehrlich sein wollen: bis zum ersten Tage seiner Brautschaft mit Jungfer Annalies; denn von diesem Tag an tat er nicht mehr, was er selber für recht befand, sondern nur noch das, was Jungfer Annalies für recht befand. Die Leute im Dorf verwunderten sich kein bißchen darob. „Bräutigams Tun ist Bräutchens Wille," sagten sie sich, „nach der Hochzeit wird sich das schon legen." Aber es legte sich nicht nach der Hochzeit. Als aus dem ledigen Ge-

ſellen Heinrich Bäck der verehelichte Schmiedemeiſter Bäck geworden war, tat Heinrich — halb bewußt, halb unbewußt — noch immer und allerwege nur das, was Madam Annalies für gut und recht befand. Und, wenn man ſich's genau beſah, ſo fuhr er gar nicht übel dabei . . .

Aus der nahen Univerſitätsſtadt waren heute drei lange Tiſche voll Studenten herübergekommen, wie das ſo der Faſchingsbrauch war. Und alle trugen ganz die gleichen Pappnaſen im Geſicht wie der Schmiedemeiſter, die Schmiedemeiſterin und die anderen runden Herrſchaften vom runden Tiſch ſie heute trugen. Zwiſchen Arm und Reich, zwiſchen Jung und Alt, zwiſchen Dorf und Stadt war kein Pappnaſenunterſchied . . . höchſtens, daß die Studenten und der Herr Ortsvorſtand — der Dorfgewaltige! — ihre Naſen ſelbſt unter der Pappe doch immer noch ein wenig höher trugen als die gewöhnlichen Sterblichen ſich ſolches zu leiſten pflegen. Die Herren Studenten und der Herr Vorſtand. Wer aber etwa meinen möchte, ob dieſes ſolidariſchen Tuns müſſe auch ſonſt eine gewiſſe Seeleneinigkeit zwiſchen dem geſtrengen Herrn Vorſtand und der vergnügten Studentenſchar herrſchen, der war bös auf dem Holzweg! Der Ortsvorſtand haßte die Studienbefliſſenen, die zu nächtlicher Stunde ſchon manchen gelinden Unfug in ſeinem Machtbezirke auf die Beine geſtellt hatten; und die Jünger der Wiſſenſchaft erblickten in dem Dorftyrannen, der ſogar bei der Regierung ſchon ein paar unruheſtörende Verord-

nungen durchgesetzt hatte, ihren geschworenen Feind. Und als eben der Herr Vorstand mit stark emporgereckter Pappnase zwischen den beiden langen Studententischen dahinschritt, um seinem eigenen Stuhle am runden Tisch wieder zuzustreben, — da fiel plötzlich ... irgendwo ... man weiß nicht wo ... aber ganz sicher war's an dem l i n k e n langen Tisch ... das höhnende Wort: „Wen der Himmel zum V o r stand macht, dem nimmt er den V e r stand!"

Bums! Wie abgeschnitten lag die Unterhaltung an sämtlichen Tischen des „Goldenen Schwans" auf dem blankgescheuerten Fußboden; sie war mausetot, die Unterhaltung, und regte und rührte sich nicht mehr. Keiner wußte, was er sagen sollte und über den schweigenden Biergläsern und den stummen Pappnasen lag die schreiende Behauptung, daß es dem würdigen Oberhaupt des Dorfes an geistigen Vorzügen fehle ...

Keiner wußte, was er sagen sollte ...

Am wenigsten wußte es der angegriffene Dorftyrann selber. Einer solchen Frechheit, einer so bodenlosen Gemeinheit, fühlte er sich nicht gewachsen; er begab sich zu seinem Platz am runden Tisch und in die allgemeine Stille hinein krachte vernehmlich der Stuhl, auf den der Beherrscher aller Dorfbewohner sich niederließ.

Auch die anderen Herrschaften am runden Tisch wußten nicht, was sie sagen sollten. Waren sie schon, wenn sie sich untereinander unterhielten, nicht eben stark in der Dialektik, so fühlten sie sich in ihrer dörf-

lichen Zungenschwere diesen Herren Studenten für einen erregten Meinungsaustausch ganz gewiß nicht gewachsen.

Die Studenten selber aber sagten erst recht nichts; denn sie wußten: durch jedes Wort, das jetzt an ihren Tischen fallen würde, müßte die herrliche, spannungsreiche Stimmung im Effekte geschwächt werden.

Sogar die Frau Schmiedemeisterin, die doch sonst gewiß den Mund auf dem rechten Fleck trug, versagte in dieser peinlichen Situation. Dem Dorfkönig eine Majestätsbeleidigung ins Gesicht schleudern ... vor seinem versammelten Volke ... noch dazu in seinem eigenen Stammlokal ... und noch dazu am Faschingsonntag ... und noch einmal dazu, wo doch alles Pappnasen und bunte Papiermützen trug, die Zeichen des Frohsinns und der Harmlosigkeit ... nein, einer solchen unerhörten Tatsache gegenüber verstummte selbst das wohlgeölte Organ der Frau Meisterin Bäck ...

Und so war denn schließlich der Meister Bäck selber, er, der stumme, starke Riese, der sonst nie den Mund auftat, er war es, der jetzt zuerst das rechte Wort fand. Er trat an den langen linken Studententisch heran und fragte in die hochaufhorchende Schar hinein: „Wer hat gesagt, daß unser Ortsvorstand ein Esel ist?"

Das hatte ja nun wohl eigentlich keiner gesagt.

Wenn auch der dunkle Sinn jenes beleidigenden Wortes so ungefähr das gleiche war.

Und es lachte auch niemand über die plumpe Vergröberung, die der Schmied vorgebracht hatte — dazu war die Sachlage jetzt viel zu ernst: denn der Schmied hatte seine rechte Hand in einem bedrohlichen Winkel hoch in die Luft gehoben. Wo eine Schmiedehand hinschlägt, da wächst kein Gras mehr. Und gar *solch* eine Schmiedehand! Wie das Aushängeschild eines großstädtischen Handschuhladens schwebte sie über den Häuptern der Studenten hoch in der Luft. Schwebte sie . . . schwebte sie . . . und mit ihr schwebte eine furchtbare, schallende, vernichtende *Ohrfeige* dadroben in der Luft — eine Ohrfeige, von der man noch nicht wußte, wer sie bekommen würde, die man aber schon zum Greifen deutlich in der tabaksqualmigen Luft hängen sah.

Noch meldete sich niemand als Kandidat für diese hängende Ohrfeige. Da wiederholte der Schmied seine Frage und dröhnend schallte es durch den Raum: „Wer hat gesagt, daß unser Ortsvorstand ein Esel ist?"

Wieder schwieg der linke, lange Tisch. Nur der Mann, der am wenigsten zur Antwort berufen war, antwortete: der Herr Vorstand selber. „Das hat niemand gesagt, daß ich ein Esel bin! Das sagst bloß du, Schmied! Der andere hat nur gesagt —"

„Halt's Maul!" donnerte der Schmied. Der Dorftyrann tat, wie der Schmied befahl. Einen Augenblick lang sah es sogar so aus, als ob die hängende Ohrfeige sich auf den Wangen des Dorfgewaltigen niederlassen wollte. Aber das sah bloß so aus. Der Schmied besann

ſich und donnerte den linken, langen Tiſch zum dritten Male an: „Wer hat's geſagt?"

Da geſchah etwas höchſt Unerwartetes: hinter dem Schmied am rechten, langen Tiſch, ſtand einer von den Studenten auf, alſo einer, der's gar nicht geweſen ſein konnte, ein engbrüſtiger, hochaufgeſchoſſener Frechdachs, der neben ſeiner Pappnaſe ein Monokel trug, und näſelte: „Ich hab's geſagt!"

Noch immer ſchwebte deutlich ſichtbar die Ohrfeige hoch im Tabaksqualm. Die Spannung wuchs und wuchs. Auf welcher Wange wird ſich die hängende Ohrfeige nun niederlaſſen? Wird der freche Unſchuldige vom rechten Tiſch ſie abkriegen? Wird ſich der Verbrecher am linken Tiſch doch noch im letzten Augenblick melden und ſie in Empfang nehmen? Oder ſoll der Herr Ortsvorſtand, der ſich ſchon wieder dazwiſchen miſchen will, doch noch der definitive Empfänger ſein? Es ward ſtill und ſtiller im Kreiſe ... man hätte eine Trichine nieſen hören können ... Die Spannung ſtieg und ſtieg ... jeder ſchloß innerlich Wetten mit ſich ſelber ab: wer kriegt die hängende Ohrfeige? Der am rechten Tiſch? Einer vom linken Tiſch? Oder der Ortsvorſtand?

In dieſem Augenblick geſchah etwas noch Unerwarteteres: die Frau Schmiedemeiſterin erhob ſich vom runden Tiſch in ihrer ganzen Rundung, ſteuerte auf ihren angetrauten Eheherrn zu, faßte ihn beim hinterwärtigen Rockzipfel und wiſperte mit keifender Stimme: „Du miſchſt dich nicht dazwiſchen, Heinrich!

Ich verbiet' dir das! Gleich kommſt du mit und gehſt nach Hauſe!"

Der runde Tiſch war gewohnt, daß der Schmied tat, was ſeine Schmiedin ſagte. Der runde Tiſch erwartete, daß das mit größter Selbſtverſtändlichkeit auch jetzt ſo käme. Aber es kam anders. Die gehißte Ohrfeige wurde auch auf Frau Annalieſens Befehl nicht eingezogen. Noch immer hing die Ohrfeige an des Schmiedes hocherhobener Hand deutlich ſichtbar in der Luft. Und noch immer ſchwebte um die Ohrfeige die bange Frage: „Wo wird ſie ſich niederlaſſen?"

Und da kam denn endlich das Unerwartetſte an der ganzen Geſchichte: Durch des Schmiedemeiſters wackeres Hirn zog in Momentbildern das Leben der letzten fünfundzwanzig Jahre. Ein Vierteljahrhundert hatte er ſich von dieſer Frau tyranniſieren laſſen! War jetzt nicht endlich die wunderbarſte Gelegenheit da, ſich einmal kräftig zu revanchieren? Die Ohrfeige hing doch nun in der Luft, nicht wahr? Der rechts hatte ſie nicht verdient, der links meldete ſich nicht, dem Ortsvorſtand gehörte ſie eigentlich auch nicht ſo recht — — und, klatſch! hatte ſich mit Wucht und Kraft die hängende Ohrfeige auf dem Antlitz der Frau Schmiedemeiſterin niedergelaſſen! —

Die Spannung war gelöſt.

Alles lachte. Und Frau Annalies tat das Klügſte, was ſie tun konnte, ſie lachte mit.

Von dieſer Minute an parierte der Schmied ihr

wieder. Still und froh gingen ſie beide zuſammen nach Hauſe.

Aber Frau Annalies hatte das Gefühl: ſie kriegt doch noch mal eine von ihm! Wenn's nicht früher iſt, dann ganz gewiß bei der g o l d e n e n H o c h z e i t!

Wenn . . .

„Wenn ein Gaſtwirt von einer Brennerei für 725 Mark Kümmel kauft, den Deziliter zu 8 Pfennig, und er verkauft ihn an ſeine Gäſte weiter, den Hektoliter zu 68 Mark, — wieviel Prozent Schaden erleidet der Gaſtwirt?“

. . . Ich wollte, nichts Böſes ahnend, meinen Bruder beſuchen; da ſtürzt mir deſſen älteſter Sprößling mit dieſer Frage entgegen. Sie ſtand gedruckt in ſeinem Rechenbuch und er hatte ſie für morgen zu löſen. Ein richtiger Onkel muß alles können; ich ſetzte mich alſo an den niedrigen Patentgeſundheitsjugendſchreibtiſch, wo der Dreizehnjährige ſeine Schularbeiten zu „machen“ pflegte, ſtützte meinen Kopf in beide Hände und las die Aufgabe noch einmal im Rechenbuch nach. Mein kleiner Neffe hatte ſie ſchon ſo oft durchgeleſen, daß er ſie auswendig wußte. Nur wie er ſie löſen ſollte — das wußte er weder auswendig noch inwendig. Alſo: ich las . . .

„Wenn ein Gaſtwirt von einer Brennerei für 725 Mark Kümmel kauft“ . . . ich ergänzte mir innerlich:

dann muß er ein kolossales Rindvieh sein; das kann ja jahrelang dauern, bis dieser atlantische Kümmelozean von den Gästen endlich ausgetrunken ist! — „den Deziliter zu 8 Pfennig“ ... wenn der Buchhalter dieser Brennerei eine solche Kümmelsintflut nach „Dezilitern“ fakturiert, sollte man ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen — „und der Wirt verkauft den Kümmel an seine Gäste weiter, den Hektoliter zu 68 Mark“ ... natürlich! in allen Gastwirtschaften wird der Kümmel an die Stammgäste immer „hektoliterweise“ abgegeben! Ich sehe ordentlich den Stammtisch vor mir, jeder von den „Brüdern“ hat sein Hektoliter-Kümmelgläschen vor sich stehen und zweie rufen eben gerade der freundlichen Wirtin zu: „Mutter Schmidt, noch een Hektoliterken!“ ... solch ein Blödsinn! — „wieviel Prozent Schaden erleidet der Gastwirt?“ ... also dieser Idiotenhäuptling von Gastwirt verkauft seinen Kümmel mit Schaden weiter, noch dazu in einer Zeit, wo alles — und speziell der Kümmel! — sich ungeheuerlich verteuert hat? Und nicht genug, daß er das schöne Geld verpulvert, nun verplempert er auch noch seine Zeit und rechnet den Schaden nach Prozenten aus? Hat schon jemand auf der Welt einen lebendigen Gastwirt gesehen, der sich ausrechnet, wieviel Prozent er an einem Glas Kümmel verliert? ... Und das muß ein dreizehnjähriger Bengel lesen, glauben und ausgerechnet — ausrechnen!

„Also, Onkel, bitte wie schreibt man das an?“

„Hm ... wie man das — anschreibt? ... Ach so?

. . . Warte mal . . . Weißt du, gemeint iſt eigentlich, daß der Einkaufspreis des Liters 80 Pfennig und der Verkaufspreis 68 Pfennig iſt . . . dann hat der Wirt natürlich ſechzehn Prozent Schaden . . . aber wie man das anſchreibt?"

„Aber, Onkel, wenn das wirklich ſo einfach iſt, warum ſteht's denn dann nicht ſo einfach im Rechenbuch?"

Da hatten wir's! Da lag der Has' im Pfeffer! Mein geiſtiges Auge ſchaute den weltfremden Schulmeiſter, der mit tückiſchem Grinſen dieſe „Aufgabe" ausgeklügelt hatte, in der er den armen Jungen ein Bein ſtellen konnte — was ſage ich? Ein Bein? Ein ganzes Metropoltheaterballett! . . . Hätte ich ihn doch dagehabt, den boshaften Rechenkünſtler, ich hätt' ihm gar zu gern mal meine Meinung geſagt.

„Von wem iſt das Rechenbuch verfaßt?"

„Von unſerem Lehrer, Onkel."

„Ha!"

Ich ſagte nichts als „Ha!" — aber mein Plan ſtand feſt. Während der nächſten Rechenſtunde erſchien ich im Klaſſenzimmer, ſtellte mich als Onkel meines Neffen vor und bat, dem Unterricht ein Viertelſtündchen beiwohnen zu dürfen. Als dieſe Viertelſtunde um war, erhob ich mich, drückte dem Rechenlehrer dankend die Hand und erwähnte ſo ganz nebenbei, ich hätte ein paar hübſche Rechenaufgaben ausgedacht, die er in die nächſte Auflage ſeines Buches mit aufnehmen könne. Er hielt mich feſt. Auf der Stelle müſſe ich ihm die Aufgaben nennen. Ich ließ mich ein Weilchen bitten,

dann nahm ich am Katheder Platz, der Lehrer ſtellte ſich an die große ſchwarze Tafel und vor der aufhorchenden Klaſſenjugend diktierte ich ihm den „Anſatz“:

„Wenn bei einer Reiſe von Berlin nach Aachen 25 Kilogramm Gepäck eine Mark koſten — was koſten 26 Kilogramm?“

„Dann koſten 26 Kilogramm eine Mark und vier Pfennig,“ erhielt der Lehrer als Reſultat.

„Falſch!“ konſtatierte ich, „3 Mark 50!“

„Aber erlauben Sie —“ wandte er ein.

„Ich erlaube gar nichts,“ ſagte ich feſt. „Aachen iſt von Berlin aus zwölfte Gepäckzone; da koſten bis 25 Kilo e i n e Mark und ü b e r 25 Kilo koſten drei Mark fünfzig.“

Er erklärte ſich für beſiegt und bat um die nächſte Aufgabe. Ich legte los:

„Wenn ich von 99 999 Mark Einkommen 3900 Mark Steuer bezahlen muß, wieviel Steuer muß ich m e h r zahlen, wenn ſich mein Einkommen um eine Mark erhöht?“

Er rechnete und rechnete.

„Es gibt einen endloſen Bruch,“ ſeufzte er ſchließlich, „um ungefähr drei Pfennig erhöht ſich die Steuer.“

„Falſch!“ konſtatierte ich, „ſie erhöht ſich um hundert Mark!“

„Aber erlauben Sie?“

„Ich erlaube gar nichts. D u r c h d i e e i n e M a r k M e h r v e r d i e n ſ t k o m m e i c h n ä m l i c h i n d i e n ä c h ſ t e S t e u e r ſ t u f e.“

Er knickte zusammen und ich stellte meine nächste Aufgabe; die lautete:

„Ich bin häufig abends bei einer Familie zu Gaste, die von meiner Berliner Wohnung aus 30 Kilometer entfernt wohnt, nämlich am Marktplatz in Potsdam. Für die zweite Klasse, die ich benutze, beträgt der Fahrpreis 5,3 Pfennig pro Kilometer. Was kostet mich die ganze Fahrt?"

„Sehr einfach," rechnete er, „30 mal 53 . . . die ganze Fahrt kostet nach der üblichen Aufrundung eine Mark sechzig."

„Falsch!"

„Wieso?"

„Die Eisenbahn fährt von Potsdam nach Berlin 26 Kilometer. Die letzten vier Kilometer lege ich in einer Nachtdroschke zurück, die kostet allein einen Taler. — Wünschen Sie noch eine Aufgabe?"

„Bitte sehr," sagte er trotzig.

Und ich: „Schön. Im Bahnhofshotel zu Magdeburg pflegt man mir vier Mark Logis für den Tag zu berechnen. Bei meinem vorletzten Aufenthalt habe ich dort 6 Stunden lang gewohnt, beim letzten Aufenthalt 42 Stunden lang. Wieviel Logis hat das jedesmal gekostet?"

Er rechnete und erhielt das Resultat: „a) Eine Mark; b) sieben Mark."

„Falsch!" konstatierte ich.

„Wieso?"

„Jedesmal vier Mark! Beim vorletzten Mal war's von zwölf Uhr nachts bis sechs Uhr früh — das gilt als ein Tag; und beim letzten Mal war's von sechs Uhr früh bis zur übernächsten Mitternacht — das gilt auch als ein Tag!"

Meine nächste Aufgabe hieß: „Gestern nachmittag stand ich am Postschalter und wollte Briefmarken kaufen. Vor mir kam ein Mann an die Reihe, der verlangte zehn Fünfpfennigmarken und zahlte dafür fünfzig Pfennig. Dann trat ich an den Schalter und verlangte hundert Fünfpfennigmarken. Wieviel habe ich zu zahlen?"

„Natürlich fünf Mark!" frohlockte der Lehrer.

„Falsch!" korrigierte ich, „fünfzig Pfennig!"

„Aber erlauben Sie —?"

„Ich erlaube gar nichts. Gestern war Sonntag. Und Sonntags dürfen die Schalterbeamten nicht mehr als zehn Marken ausliefern, auch wenn man hundert verlangt. — Noch eine Frage gefällig?"

„Jawohl!" rief er herausfordernd.

„Wieviel ist ein mal eins?"

Er legte den Finger an die Nase und besann sich lange, lange, bis zu dem Augenblick, da es klingelte und die Stunde um war. In dieser Sekunde raffte er seine Bücher zusammen und verließ fluchtartig das Klassenzimmer . . .

Die Klasse aber hat mir am nächsten Tag eine Dankadresse zugeschickt, die von sämtlichen Schülern unterzeichnet war.

„Es zieht".

Die Table d'hote in meinem Hotel in Lugano war ein langer Tisch, an dem zwanzig stumme Gäste hockten, bedient von dem Wirt, einem Kellner und zwei Serviermädchen; der Hotelier schwieg auf italienisch, der Oberkellner auf französisch, die beiden Serviermädchen in gemischtem Lokaljargon und die Gäste in ihren respektiven Landessprachen. Jeder reiste allein, keiner suchte Anschluß. Keiner — bis auf mich . . . oder vielleicht bis auf — jeden. Nur daß jeder dem andern unsympathisch sein mochte. Notabene: mich nicht ausgenommen; man merkte mir den Deutschen an, und das deutschfreundliche Element schien in dieser Gesellschaft nicht vertreten zu sein.

Es war strenge Table d'hote-Regel: wer zuletzt angekommen war, wurde ganz unten hingesetzt, wo die Tafel fast an die Türe des Speisesaales stieß. Wenn ein älterer Gast abreiste, rückten die jüngeren in seiner Reihe um einen Platz weiter nach oben. Ob auf diese Weise ein Russe zwischen zwei Engländer geriet oder ein Franzose zwischen zwei Amerikaner — das war dem Wirt und dem Kellner vollkommen gleichgültig.

Wenn ich mein Essen schweigend hinunterwürgen muß, bekomme ich schon beim zweiten Gang so eine Art von Sodbrennen im Gehirn. In Lugano kriegte ich am dritten Tag mein Gehirn-Sodbrennen schon gleich bei der Suppe. Himmel, war das eine Gesellschaft! Lauter Männer! Und was für Männer! Französische kleine Rentiers, die selbst beim Verzehren der einfachsten Gerichte die geräuschvollsten Kau-Anstrengungen hören ließen, und italienische Landpfarrer, die schon vor dem Diner nach Käse rochen. Einen großen Blonden hatte ich im Verdacht, daß er Berliner sei; mein Verdacht basierte darauf, daß der Große sich in den Pausen zwischen den einzelnen Gerichten immer mit zwei umfangreichen Taschenkämmen durch das flächserne Schlichthaar fuhr. Aber er reiste ab, ohne ein Wort gesprochen zu haben, und so wird er denn doch wohl nicht aus Berlin gewesen sein. Vielleicht hat er sich nur früher einmal längere Zeit in Berlin aufgehalten und dort in den feineren Restaurants den oberen zehntausend Berlinern ihre eleganten Sitten und Gewohnheiten abgeguckt .... und seither kämmt er sich an der Table d'hote mit zwei Taschenkämmen.

Am dritten Tag wollte ich mein Hotel wechseln. Mit Ausnahme dieses Hotels gefiel mir ganz Lugano. Ein anderes Logis, und ich konnte noch wochenlang dableiben. Als ich mittags die zwei Treppen von meinem Zimmer zum Speisesaal herabstieg, überlegte ich noch immer, wie ich dem Oberkellner meine Umzugsabsichten

am ſchmerzloſeſten beibringen könnte .... Da geſchah plötzlich ein Wunder: als ich den Speiſeſaal betrat, gerüſtet, wieder nur ſchmatzende kleine Rentiers und käſeduftende italieniſche Landpfarrer zu finden, fiel mein geblendetes Auge auf die Geſtalten von zwei eleganten, jungen, hübſchen, entzückenden Pariſerinnen. Die eine war blond, die andere ſchwarz, aber der Schnitt der beiden lieben kleinen Geſichtchen verriet mir trotzdem gleich im erſten Moment, daß es Schweſtern waren. Die Blonde mochte zwanzig, die Schwarze einundzwanzig ſein. So ganz mein Alter! ... Nicht das Alter, in dem ich ſtehe! Nein. Das haben wir gottlob leider lange hinter uns. Aber das Alter, das ich bei hübſchen Frauen am meiſten liebe ... Ich konnte mir vorſtellen, daß ich zwiſchen dieſen beiden Damen ſowohl dinierend als auch promenierend eine brillante Figur machen würde. Zum gemeinſamen Promenieren gelangte man aber — wodurch? Durch gemeinſames Dinieren. Alſo? Ich mich ſchleunigſt an den Oberkellner heranſchlängeln; kein Wort mehr von den Umzugsgedanken, die in dieſem Augenblick weggeflogen waren wie ein herrenloſes Luftſchiff; und im höflichſten Franzöſiſch, deſſen ich mächtig bin, bitte ich den ſchwarzbefrackten guten Geiſt dieſes gaſtlichen Hauſes, mich bei der Table d'hote neben die beiden Pariſerinnen zu placieren oder wenigſtens gegenüber von ihnen. Der Schwarzbefrackte zuckt die Achſeln: „Unmöglich, mein Herr!"

„Weshalb unmöglich?"

„Weil Mesdames erſt heute angekommen ſind und

also am unteren Ende der Tafel Platz nehmen müssen, während Monsieur einer der älteren Gäste ist und folglich am Kopfende der Tafel sitzt."

„Sie können mich gerne ans untere Ende setzen!"

„Unmöglich, mein Herr!"

„Weshalb unmöglich?"

„Weil all unsere Gäste darüber lustig sein würden."

„So setzen Sie einfach die Damen zu mir an das Kopfende, und lassen Sie die anderen Herrschaften alle um zwei Plätze herunterrücken."

„Unmöglich, mein Herr!"

„Weshalb unmöglich?"

„Weil dann alle anderen Herrschaften über diese Zurücksetzung traurig sein würden."

Es war zu ärgerlich. Das eine Mal waren die Gäste lustig, das andere Mal waren sie traurig. Alles, was ich vorschlug, ging nicht. Nun saß ich beim Essen ganz oben am einen Ende und die beiden schönen Pariserinnen saßen an der gegenüberliegenden Tischseite ganz unten am andern Ende. Ueber die dürftigen Blumenarrangements und über die Tafelaufsätze mit den schlechten Makronen und den ausgetrockneten Cakes hinweg irrten meine sehnsüchtigen Blicke nach dem blonden und nach dem schwarzen Köpfchen . . . und siehe da, nach einer kurzen Weile bemerkte ich mit aufrichtiger Genugtuung, daß auch die Augen des blonden und die des schwarzen Köpfchens über Blumen, Makronen und Cakes hinweg immer wieder mich zu suchen schienen. Freilich — mit der Konkurrenz dickbauchiger

Rentiers und käseduftender italienischer Landpfarrer kann's ein soignierter, blonder, deutscher Schnurrbart immer noch aufnehmen, dacht' ich mir.

Das dacht' ich mir drei Tage lang; bei drei Tables d'hote. Außer am Mittagstisch bekam ich die schönen Pariserinnen nämlich nie zu sehen. Der Ausflugsziele um Lugano sind ja so viele — es wäre das reine Zauberkunststück, sich da ohne Verabredung zu treffen. Ja — richtig! In den Straßen der Stadt sah ich sie ein paarmal, aber da fand sich keine Gelegenheit zu einer Ansprache.

Der Stand unserer Tischordnung rückte und rührte sich nicht. Ich ganz oben am Fenster, die beiden eleganten Damen ganz unten an der Tür. Und zwischen allen Gängen des Menüs sehnsüchtige Blicke über Blumen, Makronen und Cakes hinweg . . . Gegen das Ende der dritten gemeinschaftlichen Mahlzeit hörte ich, wie die schönen Pariserinnen sich energisch über irgend etwas zu beklagen schienen. Ich horchte auf. Ei, ei! Waren die aber schlau! Sie erklärten dem Oberkellner kategorisch: „Dieses Tischende wird vom Wind getroffen, so oft die Tür aufgeht. Hier zieht es! Wir wünschen an das andere Tischende gesetzt zu werden!" . . . Der Schwarzbefrackte sagte natürlich: „Unmöglich, meine Damen!" Sie beharrten aber auf ihrem Wunsch: „Holen Sie uns den Hotelier!" Der Hotelier kam: „Mein Herr, es zieht hier, wir können an diesem Tischende nicht sitzen bleiben. Setzen Sie uns an das andere Ende!"

„Unmöglich, meine Damen."

„Wieſo unmöglich?"

„Dort oben iſt ja alles beſetzt."

„Laſſen Sie die Herren ein wenig herunterrücken."

„Die Herren würden traurig ſein."

„Das glauben wir nicht. Kurz und gut: entweder wir ſitzen morgen mittag dort oben oder wir reiſen morgen abend ab."

Der Hotelier ſagte achſelzuckend: „Ich werde ſehen, was ſich tun läßt." Und die Damen verließen den Speiſeſaal, um ſich in ihre Zimmer zurückzuziehen.

Nein, was die ſchlau waren! Während ich unſere Annäherung auf allen unmöglichen Schleichwegen zu erreichen ſuchte, kommandieren ſie einfach: „Es zieht!" . . . Dagegen kann kein Wirt, kein Kellner und kein Serviermädchen etwas ſagen. Darüber darf niemand „luſtig ſein" und niemand „traurig ſein". Und wenn ich morgen zum Eſſen komme, werden meine hübſchen Pariſerinnen am oberen Tiſchende in meiner nächſten Nähe ſitzen, wir werden miteinander bekannt werden, wir werden miteinander herrliche Ausflüge machen — weiß der Himmel, was wir noch alles miteinander werden!

Mein Herz klopfte ſchneller und lauter, als ich am nächſten Mittag zeitig in den Speiſeſaal trat. Mein Blick glitt über den Tiſch: noch alle Stühle leer — nur am oberen Tiſchende, direkt neben dem Platz, der geſtern der meine war, ſitzen meine beiden angebeteten Pariſerinnen. Mit Siegermiene ſchreite ich auf meinen

gestrigen Platz zu, den ich jetzt um keinen Königsthron gegeben hätte. Auf halbem Wege werde ich vom Kellner am Rockärmel gefaßt. Und was sagt dieser Mensch zu mir? „Pardon, mein Herr," sagt er, „Ihr Platz ist jetzt unten an der Türe! Wir haben das untere Ende der Tafel zum Kopfende ernannt und die ganze Sitzordnung" — er beschrieb mit beiden Armen große Bogen in der Luft — „herumgedreht. Jetzt ist hier unten das Kopfende. Man sitzt in der gleichen Reihenfolge wie gestern, bloß" — wieder die Luftbogen — „umgekehrt!"

„Ja, aber warum denn?"

„Damit die Damen nicht mehr da sitzen, wo es zieht, und damit trotzdem die übliche Reihenfolge gewahrt ist."

Der Hotelier trat hinzu. Er sagte mit nicht zu verkennender Bestimmtheit: „Und so bleibt es jetzt!" ... — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am gleichen Abend reisten die beiden Pariserinnen ab.

Ich übrigens auch.

Sie nach Mailand, ich nach Como.

Und wir hätten uns niemals wiedergesehen, wenn wir uns nicht ein Vierteljahr später ganz zufällig in Paris im Moulin rouge getroffen hätten. Aber da mochte ich sie nicht ansprechen. Denn erstens ist das keine Kunst. Zweitens waren sie nicht allein. Und drittens war meine Frau bei mir.

Die geſtohlenen Betten.

Die alte Frau Klingbeil hatte ſechzehn Jahre lang in dem kleinen Vorſtadthauſe die Würde eines Portiers und Hausverwalters bekleidet, aber jetzt lag ſie in ihren ſchönen neuen Betten und war tot, unwiderruflich tot. Nun würde ſie nie mehr die Miete einkaſſieren, nie mehr die Lieferanten von der Vordertreppe verjagen und nie mehr mit Frau Katſchmarek plaudern können. Mit Frau Katſchmarek, die ſich ſo gerne Madame Katſchmarek nennen ließ und die mit ihrem Gatten, dem Flickſchneider Katſchmarek, das baufällige, einſtöckige Hintergebäude bewohnte. Ach wenn Madame Katſchmarek von alledem eine Ahnung gehabt hätte, geſtern vormittag, als ſie der alten Frau Klingbeil beim Betteneinkauf geholfen hatte! Der ganze Handel wäre überflüſſig geweſen; denn was tut eine alte, tote Portiersfrau mit nagelneuen, ſchneeweißen Betten?

Aber freilich, geſtern konnte man das alles noch nicht vorausahnen, und man hatte gedacht, daß die gute alte Witwe Klingbeil noch lange friedlich und geſund in den friſchen Betten ſchlummern würde. Zwei Jahre hatte

Frau Klingbeil die beſcheidenen Trinkgelder zuſammengeſpart, um ſich den Luxus dieſer neuen Federbetten leiſten zu können. Und ſo waren denn die beiden Damen am Sonnabend mit der Elektriſchen in die Stadt hineingefahren, nach dem Laden, wo die Betten eingekauft werden ſollten. Eine volle Stunde lang prüften, fragten und redeten ſie, bis das Unterbett, das Deckbett, die beiden Kopfkiſſen und die Bezüge endgültig gewählt waren. Weiße Bezüge mußten es ſein. Bis jetzt hatte Frau Klingbeil buntkarierte gehabt, aber nun wollte ſie weiße haben, genau wie Madame Katſchmarek ſie hatte. Die beiden Damen ließen ſich das mühſam Eingekaufte zu vier Rieſenpaketen ſchnüren; die ſchleppten ſie eigenhändig nach Hauſe, damit der Kaufmann keine Zeit mehr haben ſollte, die guten Federn mit ſchlechteren zu vertauſchen. Der Einkauf geſchah vormittags. Schon am Nachmittag fand Frau Klingbeil Gelegenheit, ihre ausgedienten Betten um ein paar Pfennige an einen graubärtigen Mann zu verſchachern, der nach getragenen Kleidern fragte. Abends, kurz nach zehn, als ſie die Treppenbeleuchtung abgedreht hatte, legte ſich die alte Frau Klingbeil in die neuen Betten, die genau ſo weiß bezogen waren wie die Betten der Madame Katſchmarek. Es ergab ſich alſo ſozuſagen am Sonnabend Abend eine gewiſſe Gleichheit zwiſchen den beiden Damen; aber ſchon am Sonntag Morgen ſtellte ſich der gewaltigſte Unterſchied zwiſchen ihnen ein: Madame Katſchmarek ſtand lebendig aus ihren weißen Betten auf, während die alte

Frau Klingbeil in den ihrigen, trotzdem sie so nagelneu waren, tot liegen blieb.

Am Sonnabend Abend war Madame Katschmarek, als sie sich in dem baufälligen, einstöckigen Hintergebäude zur Ruhe begab, geradezu neidisch gewesen auf Frau Klingbeil, die sich nun vorn in der Portiersstube in ihren schönen neuen Kissen wohl sein ließ, während die Kissen des Katschmarekschen Ehebettes hart und erneuerungsbedürftig waren. Aber am Sonntag Morgen hätte Madame Katschmarek um alles in der Welt nicht mehr mit der Portiersfrau tauschen mögen. „Weißt du, Katschmarek," sagte sie zu dem Gatten, während sie die erneuerungsbedürftigen Kissen schüttelte, „lieber lebendig in harten Betten liegen als tot in weichen!"

Während nun Frau Katschmarek ihre alten Kissen glatt strich, beschäftigte sich ihr Hirn unausgesetzt mit gewissen neuen Kissen, und ihre Gedanken nahmen dabei allerlei seltsame Formen an. War nicht die Bettstelle, in der die Witwe Klingbeil tot und allein ruhte, genau ebenso breit wie das Ehebett, in dem Herr und Madame Katschmarek miteinander auskommen mußten? Freilich, Frau Klingbeil hatte die Möbel noch aus ihrer verheirateten Zeit. Aber immerhin — jetzt ist sie tot und liegt in neuen, weichen Betten, wir aber sind lebendig, und scheuern uns in den alten Kissen die Knochen wund . . . ist das eine Gerechtigkeit? Und wer erbt die schönen neuen Kissen? Irgend so ein entfernter Vetter, der übermorgen von Dingsda zur Beerdigung ange-

fahren kommt! Mit welchem Recht? Hat der Vetter die Betten mit einkaufen helfen oder ich? Hat der Vetter sie mit nach Hause schleppen helfen oder ich? Wer weiß, ob der Vetter sie so nötig braucht wie wir? Prangt nicht auf den neuen Kopfkissenbezügen ein großmächtiges, eingesticktes K, das genau so gut Katschmarek heißen kann wie Klingbeil? Und kein Mensch brauchte etwas zu merken, und nicht die Spur würde man beweisen können . . .

Zum Mittagessen war auch der junge Katschmarek erschienen, der im feinen Westen eine Dienerstelle innehatte. Seine Mutter hatte sich in den Plan mit den neuen Betten schon dermaßen hineingegrübelt, daß sie die Sache nicht länger für sich behalten konnte. Gatte und Sohn rieten energisch von dem Vorhaben ab, aber mit verbissener Zähigkeit hielt sie trotzdem daran fest. Als der Sonntagsbraten verzehrt war und der Vater sich zum Mittagschlummer niedergelegt hatte, bearbeitete die Mutter den Sohn weiter: was denn da groß dabei wäre? und ob nicht Sonntag nachmittags so wie so das ganze Haus leer stehe? Aber der herrschaftliche Diener wollte nichts von der Sache wissen; er sei ein ehrlicher Mensch und wolle wegen so etwas keinen schwarzen Fleck in sein Zeugnisbuch bekommen. „Zigarren und Likör darf man mopsen," sagte er, „aber Betten? Nein. Nicht einmal der eigenen Mutter zuliebe." Dann griff er nach Hut und Stock und ging, ohne Ade zu sagen.

Als der Sohn die Tür des klapprigen, einstöckigen

Hinterhauſes ins Schloß warf, wachte der Vater aus ſeinem Schläfchen auf. Er hatte ſchlecht geſchlafen, ſehr ſchlecht. Das war Waſſer auf die Mühle der Madame. An dem ſchlechten Schlaf waren nur die alten Betten ſchuld. Nicht der harte Schweinebraten, der war ganz zart und weich geweſen. Aber die Betten! Und wenn man denkt, daß da vorne in der Portierſtube ſchöne, nagelneue Kiſſen liegen, und daß die tote Frau jetzt ſchon nach der Leichenhalle gebracht iſt, und daß die neuen Betten förmlich darauf warten, herübergeholt zu werden. Dieſer Beredſamkeit war Vater Katſchmarek nicht gewachſen; er nahm den großen, grünen Sack vor, worin er die reparaturbedürftigen Kleider von ſeinen Kunden abzuholen pflegte. Als er mit dem großen grünen Sack über den Hof, der in ſonniger Sonntagseinſamkeit dalag, zweimal hin- und zweimal zurückgewandert war, lagen die alten Kiſſen in der Portierſtube und die neuen im Katſchmarekſchen Schlafgemach. Geſehen hatte kein Menſch etwas, und an eine nachträgliche Entdeckung war kaum zu denken. Weiße Betten ſind weiße Betten. Das Mannsvolk verſteht von ſo etwas überhaupt nichts, und daß kein Weiberpack an ihrem Ehebett herumſchnüffeln würde, dafür wollte Madame Katſchmarek ſchon ſorgen. Zum Ueberfluß konnte man ſogar für ein Alibi ſorgen, für den Beweis, daß man Sonntag nachmittags gar nicht zu Hauſe geweſen war: wenn man jetzt mit der Elektriſchen zu Onkel Anton, dem Kneipier, ins Grüne hinausfuhr und ihm vorredete, man ſei zu Fuß gegangen,

hatte man den schönsten Ausweis für den ganzen Nachmittag. Und so beeilte man sich, zu Onkel Anton ins Grüne hinauszufahren. Man lachte und scherzte mit ihm, wenn auch etwas gezwungen, und blieb bis gegen zehn. Dann marschierte man zu Fuß nach Hause. Als sie zur elften Abendstunde in ihrer Schlafstube vor den unredlich erworbenen Betten standen, kam den beiden Katschmareks ihre ganze Schlechtigkeit erst recht zum Bewußtsein. Großer Gott, wenn man dachte, daß noch vor zwölf Stunden die tote alte Frau in diesen Kissen geruht hat, und da sollen sich jetzt lebendige, ehrbare Leute hineinlegen? Ohne daß die Bezüge gewaschen, ohne daß die Federn frisch aufgedämpft sind? Du lieber Himmel, das ist doch ganz und gar unmöglich! Aber müde war man, seine Glieder ausstrecken mußte man. Das Sofa ist zu kurz. Was blieb da zu tun? Katschmareks machten sich aus Decken und Teppichen auf dem Fußboden in der Wohnstube ein dürftiges Lager zurecht. Die Tür zum Schlafzimmer verriegelten sie: sie wollten die Leichenkissen nicht sehen, nicht riechen, nicht ahnen. Und schließlich entschlummerten sie, halb angekleidet, auf ihrer harten Lagerstatt.

Kurz nach Mitternacht erwachte Madame Katschmarek aus schweren Träumen, erschreckt durch ein Geräusch, das sie sich nicht zu erklären wußte. Es war stockfinster, kein Schimmer drang durch die herabgelassenen Jalousien. „Bist du wach, Karoline?" flüsterte der Flickschneider, der am ganzen Leibe zitterte, „schrecklich, schrecklich!" — „Was denn, Katschmarek?" —

„Hörſt du nicht? Es ſchlürft draußen immer über den Korridor nach der Schlafſtube hin und wieder zurück. Hörſt du — jetzt wieder?“ — „Jeſus, Maria und Joſef,“ ſtöhnte Madame, „den Schritt kenn' ich!“ — „Wer iſt's denn, Karoline?“ — „Schrecklich, Katſchmarek, furchtbar! Das iſt die tote Frau Klingbeil, die ſich ihre Betten wiederholt“ .... Und weiter lauſchten die beiden Verbrecher in das Dunkel hinein. Immer die gleichen ſchlürfenden Schritte. Endlich fällt eine Tür ins Schloß. Etwas ſchlürft über den Hof. Dann wird's ſtill, als ob die Erſcheinung zum Himmel gefahren ſei oder zur Hölle. Kalter Angſtſchweiß deckt die Leiber der beiden Sünder. Still und bebend lagen ſie, bis nach vielen Stunden die Geräuſche des Tages den Anbruch des Morgens verkündeten. Jetzt machte Madame Katſchmarek vorſichtig die Tür zur Schlafſtube auf; als ſich nichts Verdächtiges zeigte, trat ſie ſachte ans Bett heran. Plötzlich ſchrie ſie auf: „Alle guten Geiſter loben den Herrn!“ und immer wieder: „Alle guten Geiſter loben den Herrn!“ Und es dauerte eine Viertelſtunde, bis der Flickſchneider es aus ihr herausgebracht hatte: die tote Portiersfrau hatte ſich wahrhaftig die neuen Kiſſen zurückgeholt. Im Ehebett der Katſchmareks lagen die alten ... die alten ... wie vorgeſtern ... wie vorvorgeſtern ... wer konnte das begreifen?

Der Flickſchneider und ſeine Frau liefen in den nächſten Tagen herum, als ob ſie ſelber wandelnde Leichen wären. Am Dienstag, bei der Beerdigung, erfuhren ſie, wer der Erbe war: ein armes Waiſenkind,

eine entfernte Verwandte der Entſchlafenen. Das arme Waiſenkind hatten ſie alſo beſtehlen wollen. Freilich, da war's kein Wunder, wenn der Himmel ein Wunder tat! — Daß ſie mit keinem Menſchen über all das Gräßliche ſprechen konnten, das war eigentlich das Schrecklichſte an der ganzen Geſchichte. Wenn man ſich bei irgendeinem Freund oder Nachbarn hätte das Herz erleichtern können! Aber ſo? Immer nur ſich gegenſeitig ſtumm anglotzen oder ſich mit ſcheuen Worten noch wirrer machen, als man ſchon war! Einfach zum Wahnſinnigwerden. War das nicht eine allzu harte Strafe für eine kleine Unredlichkeit, aus der nun doch nichts geworden war? Zum Sonntag erwartete man den jungen Katſchmarek, den herrſchaftlichen Diener, wieder zum Mittagbrot. Gott ſei Dank, nach ſieben ſchweren Tagen endlich eine mitfühlende Seele, der man ſich anvertrauen konnte!

Der Sonntag Mittag nahte heran und mit ihm die ſehnſüchtig erwartete, mitfühlende Seele. Als man dem herrſchaftlichen Diener von den nächtlichen Schlürfeſchritten erzählte, lachte er grell auf und ſchlug ſich mit den Rieſentatzen auf die breiten Schenkel: „Aber Mutter! Das bin ja ich geweſen! Weil du ſoviel auf mich eingeredet haſt, hab' ich mir's nochmal überlegt, bin nachts mit meinem Hausſchlüſſel gekommen und hab' die Betten vertauſcht, damit ihr die neuen haben ſollt!"

Eine Weile herrſchte nachdenkliche Stille in der Katſchmarekſchen Wohnſtube. Madame erholte ſich zuerſt von dem Schrecken: „Ungeratener Bengel!"

herrſchte ſie ihren Sprößling an, „alſo wenn's nach dir gegangen wäre, hätten deine armen, ehrlichen Eltern inzwiſchen ſieben Nächte in ungewaſchenen Totenbetten geſchlafen?“

Der herrſchaftliche Diener überlegte ſich den Fall ſchweigend. „Ich bleibe dabei,“ ſagte er dann ernſt, „man ſoll wirklich nur Zigarren und Likör mopſen.“

Das freie Weib.

Er redete auf sie ein, so schmelzend er's konnte: „Sehen Sie, Gnädigste, Sie sind nicht nur eine göttlich-schöne Frau, Sie sind auch ein freier Mensch."

Sie lächelte ihn an: „Ich verstehe vollkommen, Herr Oberleutnant. Aber man hat doch immerhin gewisse Rücksichten zu nehmen . . ."

Er fuhr fort, so schmelzend er's konnte: „Sie nicht, gnädige Frau; Sie haben den Gipfel der Freiheit erklommen. Sie sind geschieden — schuldlos geschieden. Sie haben keinen Gatten, keine Kinder. Sogar Waise sind Sie — Ganzwaise. Und das schon seit Jahren, so daß keine lästige Trauerverpflichtung Sie heute von irgendeinem Vergnügen fernhalten kann. Nicht einmal Geschwister haben Sie. Und keinerlei finanzielle Sorgen. Sie sind frei. Ganz frei. Neiderregend frei. Aber gerade Ihre Freiheit legt Ihnen eine gewisse Verpflichtung auf."

„Ei — das wäre?"

„Sie müssen den anderen Frauen mit einem guten Beispiel vorangehen. Mit dem Beispiel der wahren Freiheit!"

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Oberleutnant."

Er flüſterte — inbrünſtig, wie ein ſchlechter Schauſpieler in einer Schillerſchen Liebesſzene: „Sie werden nicht mehr lange allein durchs Leben gehen, dazu ſind Sie zu herrlich, zu verführeriſch. Bald, vielleicht noch heute, wird die Frage an Sie gerichtet werden, deren Bejahung Ihrer Freiheit ein Ende macht."

Ihre zarten Schultern zuckten. „Ich wüßte nicht . . ."

Er flüſterte weiter: „Machen Sie mir's nicht zu ſchwer! Quälen Sie mich nicht! Ich habe Ihnen noch ſoviel zu ſagen . . . Nützen Sie Ihre Freiheit! . . . Ich warne Sie!"

„Vor wem?"

„Vor den Männern!"

„Auch vor . . . Ihnen, Herr Oberleutnant?"

„Vor mir — auch! Nützen Sie Ihre Freiheit!"

„Auf welche Weiſe?"

„Sie ſetzen mich in Verlegenheit, gnädige Frau. Wie ſoll man das ausdrücken? Aber ich will's verſuchen. Nun wohl, nehmen wir an, nein, ſo geht es nicht. Ich muß es anders ſagen. Alſo — glauben Sie mir, gnädige Frau: die meiſten Ehen in unſeren Kreiſen ſind unglücklich."

„Und das war ſo ſchwer zu ſagen?"

„Das iſt noch lange nicht alles, was ich Ihnen zu ſagen habe. Das iſt erſt der Anfang. Kaum der Anfang. Die meiſten Ehen ſind unglücklich, weil —" . . . er zögerte.

„Sie machen mich neugierig, Herr Oberleutnant.

Was hat Ihre Philoſophie ergründet? Die meiſten Ehen ſind unglücklich, weil?“

„Weil Gatte und Gattin ſich eigentlich erſt ein paar Stunden *nach der Hochzeit* wirklich kennen lernen.“

„Aber, beſter Oberleutnant, man iſt doch vorher wochenlang, monatelang verlobt? Lernt man in dieſer endloſen Zeit einander *nicht* kennen?“

„Gnädigſte *wollen* mich nicht verſtehen. Es macht Ihnen Vergnügen, mich auf die Folter zu ſpannen. Aber gut, ich will Ihnen antworten. Vorſichtig antworten. Alſo ſchön, meine Gnädigſte, in anſtändigen Kreiſen lernt man einander während der Verlobungszeit *nicht* kennen. Habe ich mich nun deutlich genug ausgedrückt?“

„Ach, Sie rauher Kriegsmann, denken Sie, ich hätte Sie nicht von Anfang an verſtanden? Ich weiß, wie Sie das meinen. Wir ſind zwei reife Menſchen — Sie und ich. Wir können ruhig deutlich miteinander reden. Ich wußte von Ihrem erſten Wort an ganz gut, was Sie andeuten wollen. Und ich ſprach von dem gleichen Gegenſtand, an den Sie denken. Ich meine: während der Verlobungszeit lernen Braut und Bräutigam einander ſehr wohl kennen — wenn das Kennenlernen auch nicht den äußerſten Grad erreicht. Solch ein Brautpaar wird immerhin ab und zu einmal ein paar Minuten lang allein gelaſſen. Dieſe Minuten werden von den jungen Leuten fleißig zum Austauſch von klei-

nen Zärtlichkeiten benützt. Und so glaube ich denn, daß höchst selten eine Ehe geschlossen wird, bei der nicht jeder Teil über das Temperament des andern Teiles gründlich im klaren ist."

„Kleine Zärtlichkeiten? Gewiß, jawohl, natürlich. Gnädige Frau zwingen mich, noch deutlicher zu werden."

„Bitte, Herr Oberleutnant, tun Sie sich keinen Zwang an!"

„Diese oberflächlichen Zärtlichkeiten sind allerdings vielleicht genügend, wenn man sie als einen Aufklärungsmarsch in das Land des Temperaments betrachtet. Aber der Verlobte wünscht noch weiteres Terrain zu rekognoszieren. Die Kleidung gestattet zum Beispiel den Frauen, durch Vorspiegelung angenehmer Tatsachen über gewisse weniger erfreuliche Tatsachen spielend hinwegzukommen —"

„Der Herr Oberleutnant fürchten, einmal peinliche Ueberraschungen erleben zu müssen?" kicherte das entzückende Frauchen.

Der Offizier warf sich in die Brust: „Für mich persönlich fürchte ich absolut nicht, gnädige Frau. Aber umgekehrt, ganz umgekehrt! Ich glaube, daß die holde Weiblichkeit bedeutend p e i n l i c h e r e Ueberraschungen erleben muß. Das Männergeschlecht des zwanzigsten Jahrhunderts macht in Uniform leidliche Figur, meinetwegen sogar im Frack oder in tadellosem Sportdreß auch noch — aber in der Ehe muß man . . . muß man . . ."

„Was muß man, Herr Oberleutnant?“ beharrte die kleine Frau in gutgespielter Naivität.

„Aeh . . . muß man sich doch auch manchmal in *anderer* Kostümierung zeigen. Selbst im Familien-Seebad lernen die Herrschaften einander noch lange nicht so gründlich kennen, wie es für Ehekandidaten eigentlich erforderlich wäre, wenn spätere Enttäuschungen vermieden bleiben sollten.“

„Meinen Sie wirklich, Herr Oberleutnant? Ich habe im vorigen Jahr Ihren Freund, den Assessor, ein paarmal im Familienbad gesehen, wie ich mit meinem Mann — Sie wissen, wir waren damals noch vereint — in Heringsdorf war. Sehen Sie, dadrüben vor dem Spiegel steht der Assessor, und ich kann nicht behaupten, daß Ihr Freund damals in seinem rot-weiß-gestreiften Badeanzug wesentlich anders ausgesehen hätte wie heute in seinem schwarzen Frack.“

„Gnädigste suchen mir immer auszuweichen. Ich spreche von künftiger Heirat — Sie reden von Ihrem früheren Gatten. Ich spreche von mir — Sie reden von dem Assessor. Ich spreche von wirklichem Kennenlernen — Sie reden von einem Badeanzug. Ich will ganz anderswo hinaus: Das *wirkliche Wesen* eines Mannes muß die Frau kennen lernen, bevor sie sich ihm für immer verschreibt. Sie müßte wissen, wie er als Ehemann *sein wird*, bevor sie ihn als Ehemann *akzeptiert*. Sie müßte, sagen wir einmal: die Hochzeitsreise mit

ihm gemacht haben, bevor sie sich wirklich zur Hochzeit entschließt. Aber ich gebe zu: Keinem jungen Mädchen werden die Eltern zu einer solchen . . . äh . . . Prüfung die Gelegenheit gewähren. Das Alltagsweib kann sich das also nicht leisten. Aber das freie Weib! Sie, meine Gnädigste, Sie sollten sich über alle Vorurteile hinwegsetzen und sich kühn die Bürgschaft Ihres späteren Glückes auf diese natürliche Weise erobern! . . .Sie sagen nicht nein, Gnädigste? Sie denken nach? Dann habe ich schon halb gesiegt! Sprechen Sie, reden Sie, was sagen Sie zu meinem Vorschlag?"

„Das ist eine seltsame Sache, Herr Oberleutnant. Ich fühle, Sie haben nicht ganz unrecht. Aber was würden unsere Bekannten denken, wenn sie das erführen?"

„Es braucht kein Mensch etwas zu erfahren. Man reist getrennt ab, trifft einander unterwegs, reist unter einem angenommenen Namen weiter, hält sich in einem Land auf, wo gerade saison morte ist, wo man also keine Bekannten trifft."

„Sie haben mich überzeugt, Herr Oberleutnant. Man kann es riskieren."

„Darf ich Ihnen morgen nachmittag meine Aufwartung machen, gnädige Frau?"

„Ich freue mich herzlich, Sie bei mir zu sehen."

Diskretion ist eine schöne Sache, aber der Oberleutnant kämpfte nun doch den ganzen Abend über mit

ſich, ob er nicht trotz alledem ſeinem Freund, dem Aſſeſſor, ſo unter vier Ohren etwas von dem nahen Glück verraten ſollte. Die Urlaubsreiſe an der Seite dieſer kleinen entzückenden Frau abſolvieren — Donnerwetter nochmal! Das mit dem „Später-heiraten-wollen" war natürlich nur eine neue Form geweſen, um dem kleinen Frauchen den Vorſchlag in annehmbarer Art zu ſervieren; daran war in Wirklichkeit nicht zu denken. Eine Frau, die ſolche Sachen macht, heiratet man nicht . . . Aber dem Aſſeſſor ſagte der Offizier ſchließlich doch lieber nichts; rückte der Aſſeſſor denn jemals ihm gegenüber mit zarten Geheimniſſen heraus? Nicht die Spur. Wie du mir, ſo ich dir. Und keiner ſterblichen Seele hatte der junge Krieger etwas von ſeinem nahen Glück anvertraut, als er am nächſten Nachmittag zur Teeſtunde in die Wohnung der entzückenden kleinen Frau eintrat.

„Gnädige Frau zu Hauſe?"

„Gnädige Frau laſſen ſich entſchuldigen und haben für Herrn Oberleutnant dieſe Nachricht hier zurückgelaſſen," meldete die wohlgeſchulte Zofe.

Dem tapferen Sieger war nicht ganz wohl zumute, als er das ſchmale Kuvert aufriß. „Lieber, verehrter Herr Oberleutnant!", ſtand da in ſcharfen, ſteilen Zügen. „Sie ſind wirklich ein guter Freund! Der Aſſeſſor war ganz hingeriſſen, als ich ihm ſagte, wie feurig Sie bei mir für den Vorſchlag geſprochen haben, den er mir ſeit Monaten immer wiederholt. Ich bin heute früh abgereiſt und treffe mit Ihrem Freund ſchon abends

in Bremen zuſammen. Entſchuldigen Sie deshalb für heute Ihre dankbare und glückliche . . .“

Als der Herr Oberleutnant vier Wochen ſpäter ein Kärtchen in den Fingern hielt, durch das der Aſſeſſor und das gnädige Frauchen in aller Form ihre Verlobung anzeigten, brummte er: „Das hab' ich gemacht! Und ich könnte beim beſten Willen nicht behaupten, daß ich es gewollt hätte!“

Die fünf Esel von Norderney.

Bei dem letzten Familienrat der freiherrlich Labarnowschen Familie war mit geziemender Feierlichkeit festgestellt worden, daß vor genau hundertneunundneunzig Jahren dem ersten Labarnow von seinem allergnädigsten Landesfürsten die Ehren und Würden eines „freien Herren" verliehen worden waren. Seitdem hatte der Stamm der Labarnows manch kräftiges Reislein und Knöspleín getragen, und die Tafel, an der sich der Labarnowsche Familienrat niederließ, mußte beträchtliche Längsdimensionen aufweisen, um allen freiherrlichen Brüdern, Schwestern, Söhnen, Schwiegersöhnen, Töchtern und Schwiegertöchtern den nötigen Raum zu gönnen. „Hundertneunundneunzig Jahre sind verflossen —" so hieß es in allen feierlichen Reden, die an diesem festlichen Tage gehalten wurden. Und zum Schlusse wurde dem jüngsten, erwachsenen, männlichen Familiensproß — dem Referendar und Doktor Hansjakob Egonheinrich von Labarnow — der Auftrag erteilt, bis zum nächsten Familientag die zweihundertjährige Geschichte des Hauses Labarnow in einer kur-

zen, sachlichen Abhandlung schriftlich niederzulegen. Der zweihundertste Familientag sollte Hansjakob Egonheinrichs Werk mit Kenneraugen prüfen; dann sollte es als vornehm ausgestattetes Buch gedruckt und den hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes überreicht werden.

Der Referendar Doktor Hansjakob Egonheinrich war glücklich über das Vertrauen, mit dem ihn der hohe Familienrat beehrte und beschloß, gleich morgen mit der großen Arbeit anzufangen. Gleich morgen. Aber er hatte diesen Entschluß gefaßt, ohne zu bedenken, daß das „lendemain" eines festlich begangenen Tages nicht der geeignete Zeitpunkt ist, um mit einer umfangreichen und schwierigen Arbeit zu beginnen. Und so saß denn Hansjakob Egonheinrich zwar an jenem „lendemain" schweren Hauptes vor dem Stoß von Papieren, die man ihm als Unterlage für sein Werk anvertraut hatte — aber zum eigentlichen Beginn der Arbeit kam es an diesem Tage nicht. Am nächsten auch nicht. Und an den folgenden erst recht nicht. Und nach ganz kurzer Zeit bemerkte Hansjakob Egonheinrich, daß seit jenem denkwürdigen Familientag bereits acht volle Monate verflossen waren . . .

Es war jetzt die höchste Zeit, endlich Ernst zu machen, wenn man sich nicht vor dem zweihundertsten Familientag einer noch nicht dagewesenen Peinlichkeit aussetzen wollte. Hansjakob Egonheinrich fühlte, daß er in Berlin, wo die Störungen so mannigfaltig und zahlreich waren, nie dazu kommen würde, sein Werk zu beginnen,

geſchweige denn es zu Ende zu führen. Er erwirkte ſich einen reichlich bemeſſenen Urlaub und zog ſich auf das väterliche Rittergut zurück, aber nur um zu konſtatieren, daß dort die Störungen zwar weniger mannigfaltig, aber dafür um ſo zahlreicher und nachhaltiger gediehen. Es war inzwiſchen Mitte Juni geworden. Hansjakob Egonheinrich las in irgendeiner Zeitung von der idylliſchen Ruhe der „Vorſaiſon" an der deutſchen Nordſee . . . Da fühlte er, daß dieſe idylliſche Ruhe für ihn das richtige Arbeitsmilieu ſein müſſe; er packte den Stoß von Papieren, die man ihm als Unterlage für ſein Werk anvertraut hatte, eigenhändig in eine große, gelbe Reiſetaſche und fuhr ſo ſchnell, als die langſame Vorſaiſonverbindung es geſtattete, nach der herrlichen Inſel Norderney.

Die Norderneyer Vorſaiſon übertraf an idylliſcher Ruhe die kühnſten Erwartungen des freiherrlichen Referendars. In den zahlreichen Hotels, an dem weiten Strande, auf den ausgedehnten Promenaden verteilten ſich die paar hundert vorhandenen Badegäſte ſo, daß man ihre Anweſenheit überhaupt kaum noch bemerken konnte. Selbſt in den Stunden, da die milde Frühjahrsſonne am zärtlichſten auf den ſammetweichen Strand herniederſchien, konnte man, ſoweit das Auge reichte, nur zehn oder fünfzehn Leute ſehen. Manchmal ſah man auch einen Reiteſel, geführt von einem eingeborenen Knaben und „geritten" von irgendeinem ſchneeweiß gekleideten Strandbaby. Aus ſage und ſchreibe: vier Reiteſeln beſtand im ganzen die Kaval-

kade, die das Idyll des Strandbildes vervollständigte. Ein Idyll — ein wahres Idyll, dieses Strandbild! So hatte sich's Hansjakob Egonheinrich gewünscht. In dieser Weltabgeschiedenheit würde er sein Werk zustande bringen.

Nachdem nunmehr feststand, daß die zweihundertjährige Labarnowsche Familiengeschichte auf der Insel Norderney geschrieben werden sollte, tauchte eine weitere Spezialfrage auf: Norderney ist groß; welcher Punkt in Norderney wäre wohl der geeignetste für unsere Zwecke? Das Hotelzimmer schien nicht der richtige Ort; denn es verkehrten da unausgesetzt Stubenmädchen und Zimmerkellner, die irgend etwas in Ordnung bringen wollten, oder Geschäftsführer und Oberkellner, die irgend etwas zu revidieren hatten. Auch ein Strandkorb schien nicht der geeignete Platz zu sein; es gab wohl Strandkörbe mit einer Schreibgelegenheit, die aus einem seitlich hochzuklappenden Tischchen bestand — aber dieses Tischchen war dem Seewind allzu stark preisgegeben, der gewiß die als Unterlage nötigen Familienpapiere wild durcheinander wirbeln würde. Also, wo lassen wir uns nieder? Richtig! Die Badeverwaltung vermietet ja auch Strand-Z e l t e! Große, geräumige Zelte; zwanzig Personen haben bequem in solch einem Zelt Platz, das sich ein e i n z i g e r Kurgast natürlich auch a l l e i n mieten kann, wenn er die mäßige Gebühr von wöchentlich fünf Talern pränumerando entrichtet. Ein bequemer Holztisch steht, hübsch geschützt, in der Mitte des Riesenzeltes; drei hölzerne

Stühle umſäumen ihn und dieſes ganze Mobiliar wird von der Badeverwaltung noch gratis mitgeliefert. Gut! Mieten wir ſolch ein Zelt!

Am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft ſchloß Hansjakob Egonheinrich einen vierwöchentlichen Zeltvertrag mit der Badeverwaltung ab, und ſchon am dritten Tag — morgens in aller Herrgottsfrühe — holten ihn die Handwerker aus dem Hotelbett: er müſſe ihnen die Stelle am Strand zeigen, wo ſie ihm das Zelt aufſchlagen ſollten. Beſeligt zog er nach dem Frühſtück mit ihnen hinunter zum Strand. Die „Unterlagen", das Schreibpapier und die Füllfeder nahm er gleich mit. Zwei Stunden lang ſchaute er zu, wie die Handwerker in den ſonnbeglänzten Sand ſtarke Holzpfähle einrammten und kräftiges Segeltuch über die Balken ſpannten. Ein reichliches Trinkgeld lohnte den Wackeren die flinke Leiſtung. Dann ſetzte er ſich in „ſein" Rieſenzelt, auf „ſeinen" Stuhl, an „ſeinen" Tiſch, breitete die „Unterlagen" aus, ſpritzte mit vorbereitendem Schwunge aus der Füllfeder ein wenig Tinte auf den Boden, und ſchrieb auf einen großen ſauberen Aktenbogen in ſteilen Zügen die erſten Worte: „Zweihundertjährige Familiengeſchichte des Hauſes Labarnow, nach urkundlichen Unterlagen verfaßt von dem Referendar Doktor Hansjakob Egonheinrich von Labarnow." Auch für die erſten Zeilen des eigentlichen Inhalts glaubte er eben eine vorzügliche Faſſung gefunden zu haben — aber er ſollte nicht dazu

kommen, ſie niederzuſchreiben. Ein heftiger Windſtoß erſchütterte die Segeltuchwände des Zeltes, Regentropfen praſſelten, deutlich hörbar, auf das Zeltdach hernieder. Und drei Damen, die weder auffallend jung noch ſonderlich hübſch waren, ſtürmten mit fliegender Haſt in „ſein“ Zelt herein, um an dieſem geſchützten Ort Deckung gegen das heranziehende Unwetter zu ſuchen. Von ſeiner Anweſenheit nahmen die drei Damen nicht die geringſte Notiz; zwei von ihnen ergriffen die beiden unbeſetzten Holzſtühle, trugen ſie in die windſtillſte Ecke des Zeltes und ließen ſich dort nieder. Die dritte Dame ſtellte ſich zwiſchen den beiden ſitzenden auf und ſtützte abwechſelnd die rechte oder die linke Hand auf eine Stuhllehne, um ihr Ruhebedürfnis recht deutlich zu markieren. Alle drei Damen ſchoſſen wütende Blicke nach dem Referendar hinüber, und ſchließlich ſagte die älteſte von ihnen in einem unverkennbar berliniſchen Franzöſiſch zu den beiden andern: „Das iſt ſehr unhöflich von dieſem Monſieur, in einem öffentlichen Lokal vor Damen ſitzen zu bleiben.“ Hansjakob Egonheinrich überlegte ſich noch, ob er ſich rechtfertigen und die Damen darüber aufklären ſolle, daß dieſes Zelt kein „öffentliches Lokal“, ſondern vielmehr ſein ganz privates Arbeitskabinett ſei ... da ſtürmten ſchon noch zwei andere ſchutzſuchende Damen herein ... und dann noch eine Familie von fünf Köpfen ... und dann noch ſieben einzelne Perſonen ... und ſchließlich war eine ſo große Menſchenmenge in dem Zelt beiſammen, daß der Referendar ſich mit Erſtaunen fragte,

ob denn überhaupt zur Vorsaison sich schon so viele Leute in Norderney aufhielten? Die Luft im Zelt verschlechterte sich von Minute zu Minute, und nach einer Weile erschien sie dem unglücklichen Zeltbesitzer so unerträglich, daß er — die „Unterlagen" unterm Mantel verborgen haltend — seine „Besitzung" verließ und sich durch den strömenden Regen nach dem Hotel rettete. Für diesen Tag war es um seine Arbeits-Stimmung endgültig geschehen. Aber er bestellte wenigstens beim Tischler eine große Tafel mit der Aufschrift: „Vermietet!" Die wurde noch selbigen Nachmittags am Zelteingang angenagelt, damit kein Unberufener mehr das luftige Gebäude für ein „öffentliches Lokal" halte.

Am nächsten Morgen zog Hansjakob Egonheinrich wieder beim schönsten Sonnenschein zum Strand hinunter — aber wieder stellten sich gleichzeitig mit dem ersten guten Gedanken die ersten Regentropfen und die ersten Schutzsuchenden ein. Die Warnungstafel „Vermietet!" hatte zur Folge, daß wenigstens ab und zu einmal die Eindringlinge untereinander sprachen: „Wenn man wüßte, wer das Zelt gemietet hat, könnte man um Erlaubnis fragen." Aber es fragte trotzdem niemand um Erlaubnis. Weil nämlich keiner in dem Referendar den Mieter vermutete. Die Leute sagten zueinander: „Das muß eine sehr zahlreiche Familie sein, die sich dieses riesige Zelt gemietet hat!" Und sie warteten auf den Tag, an dem die große Familie einmal sichtbar werden würde.

Inzwischen kristallisierten sie sich in dem Zelt zu

einem seßhaften Stammpublikum. Es regnete täglich, und sie kamen täglich. Sie ließen sich ihre Strandkörbe recht nah an das Zelt heranstellen, damit sie bei ausbrechenden Unwetter nicht weit zu laufen hatten. Am elften Tage des Norderneyer Aufenthaltes war der Referendar in seiner Familiengeschichte noch nicht über die Titelzeilen hinausgekommen. Er nahm sich vor, Gewaltmaßregeln zu ergreifen. Und zu diesen sollte er am zwölften Tage eine passende Gelegenheit finden: wieder regnete es, und die ungebetenen Stammgäste waren so zahlreich versammelt, daß sie dicht gedrängt Kopf an Kopf stehen mußten; wieder schaute Hansjakob Egonheinrich hilflos aus „seinem" Zelt auf den öden, regenberieselten Strand hinaus — da erblickte er die vier buntgesattelten Reiteseln, die ihm gleich bei seiner Ankunft am Strande am ersten Tage schon aufgefallen waren; bei diesem Wetter wollte natürlich keines von den schneeweißen Strandbabys auf den langohrigen Tieren reiten. Die vier Norderneyer Jungen, die als Eseltreiber fungierten, bargen sich so gut es ging, in leerstehenden Strandkörben; die armen Grautiere standen gesenkten Hauptes vor ihren Führern in dem strömenden Regen, der ihr zottiges Fell zu Locken kräuselte. Als der freiherrliche Referendar die vier patschnassen, schmutzstarrenden Tiere sah, da kam ihm eine Idee. Keine Idee für seine Familiengeschichte, sondern eine Idee, die eine Antwort war auf die Frage: „Wie werde ich energisch?" Hansjakob Egonheinrich spannte seinen Schirm auf, schritt durch

Pfützen und Regen zu den vier Eselsjungen hin, stellte sich ihnen als Besitzer des großen Zeltes vor und lud sie ein, mitsamt ihren Pflegebefohlenen unter „sein" schützendes Dach zu kommen. Er mußte tapfer drauflosreden, bis die vier Jünglinge hierzu den Mut aufgetrieben hatten: „Die armen Tiere erkälten sich ja! Ich bin Mitglied des Tierschutzvereins und darf das auf keinen Fall dulden!" Endlich machte sich die feuchte Karawane auf den Weg zu „seinem" Zelt.

Unter den Stammgästen erhob sich ein lebhafter Protest, als die Karawane ankam und die vier Treiber samt ihren tropfnassen Reittieren sich in den Zeltraum quetschten, der schon ohnedies gepfropft voll war. Zu wiederholten Malen mußte der Referendar sich vermöge seiner Mietsquittung als den „wirklichen" Besitzer des Zeltes ausweisen, bis seine Gäste sich — einer nach dem andern — dazu bequemten, für die neuen Ankömmlinge durch engeres Aneinanderrücken den nötigen Platz zu schaffen. Jammern und Wehklagen durchzog den Raum, solange der Regen anhielt; fluchtartig zerstreute sich, als er nachließ, daß Stammpublikum; als letzte entließ der Referendar die vier Treiber mit ihren feuchten Grautieren. Er freute sich. Es war ihm geglückt, seinen Stammgästen eine derbe Lektion zu erteilen: auf die Gefahr hin, das Quartier mit nassen Eseln teilen zu müssen, würde man wohl sein Zelt von jetzt ab unbehelligt lassen!

Am nächsten Morgen zog er wieder bei Sonnenschein hinunter mit seinen „Unterlagen": als er eben

die Papiere auf den Tiſch gebreitet hatte, hörte er, wie ſeine nächſten Nachbarn plaudernd ihre Strandkörbe bezogen. „Weiß man immer noch nicht, wem das große Zelt da gehört?“ fragte die Stimme einer alten Dame, die geſtern nicht am Strand geweſen war. „O doch“ antwortete der Gemahl jener Dame — er war geſtern mit im Zelt geweſen, und der ſchmutzigſte von den vier Eſeln hatte ſich das Fell unausgeſetzt an ſeinem Paletot geſcheuert — „o doch; es gehört dem jungen Herrn, auf den wir immer ſo geſchimpft haben, weil er ſich in dem Zelt ſo breitmachte.“ — „Ei, ei,“ meinte die alte Dame verſtimmt, „da wird man das Zelt von jetzt ab bei Regen wohl nicht mehr benützen dürfen?“ — — In Hansjakob Egonheinrichs Innerem jubelte helle Siegesfreude auf! Nicht mehr benützen dürfen! Endlich hatte er's erreicht! Die Arbeit konnte beginnen! Hurra! . . . Aber die Siegesfreude wich ſo ſchnell wie ſie gekommen war; denn der alte Herr antwortete ſeiner Gattin freundlich-tröſtend: „Nicht mehr benützen dürfen? Aber erſt recht! Den jungen Herrn haben wir gründlich verkannt. Der iſt gar nicht ſo bärbeißig wie er ausſieht. Der iſt eine Seele von Menſch! Denke dir, geſtern bei dem ſchlimmen Wetter ſtanden dort die vier Reiteſel im Freien und wurden patſchnaß — was tut da der junge Herr? Geht im ſtrömenden Regen hin und holt die vier Eſel ſamt den Treibern in ſein Zelt, damit ſie ſich nicht erkälten. Zuerſt war's uns ja nicht recht, aber ſpäter ſahen wir doch ein, wie gut und nett das von dem jungen Herrn war. Der iſt eine

Seele von Mensch — zu dem dürft ihr getrost alle mit einander ins Zelt gehen, so oft ihr Lust dazu habt!"

Als Hansjakob Egonheinrich durch das Segeltuch hindurch diese Worte vernahm, knickte er auf seinem Holzstuhl zusammen. In diesem Augenblick wurde ihm klar, daß es auf Norderney nicht vier Esel gab, sondern fünf. Der fünfte heißt Hansjakob Egonheinrich und war weitaus der größte von allen, weil er Ruhe suchte an einem Ort, wo sie nimmermehr sein konnte. Nachdem diese Erkenntnis Platz gegriffen hatte, ließ der Referendar seinen vierwöchentlichen Zeltkontrakt im Stich, obwohl noch nicht die Hälfte davon abgelaufen war. Schleunigst kehrte er nach Berlin zurück, schloß sich in sein Studierzimmer ein, fing wütend an zu schreiben und schrieb stundenlang, tagelang, manchmal sogar nächtelang — in heller Wut über sich selber — an der Familiengeschichte . . . die endlich vierzehn Tage vor der gesetzten Frist fix und fertig vor ihm lag. Und erst, als beim zweihundertsten Familientag die Herrschaften jeglichen Alters und Geschlechtes ihn zu seiner wohlgelungenen Arbeit aufrichtig beglückwünscht hatten, da kehrte Hansjakob Egonheinrich zu der Vermutung zurück, daß es damals in Norderney vielleicht doch nicht fünf Esel gegeben hatte, sondern nur vier.

Ihre Perlenzähnchen.

„Laß es klingeln!“ dachte der Kapellmeiſter, der vor ſeinem „Komponiſtenklavier“ ſaß. Er hatte die ausziehbare Tafel, die oberhalb der Taſten angebracht war, weit nach vorn gezogen; ein paar Notenblätter lagen unordentlich auf der Tafel herum; der Komponiſt kritzelte eifrig ſeine Punkte und Striche. Denn eben war ihm eine Melodie durchs Hirn gegangen, von der er in weitgehendem Optimismus annahm, daß ſie noch niemandem vor ihm eingefallen ſei . . . Aber es klingelte draußen immer heftiger. War die Frieda, dieſe alberne Gans von Köchin, ſchon wieder einholen gegangen? . . . und das Kindermädchen? Ach ſo, das war ja mit der gnädigen Frau und den beiden Kindern in Heringsdorf . . . Himmelherrgottſakrament noch einmal, gehen wir halt ſelbſt aufmachen: „Nur Geduld! Ich komme ja ſchon! Wo brennt's denn? — — Alle zehntauſend Element noch einmal, bitt' gehorſamſt um ganz ergebene Entſchuldigung! Wenn ich hätt' ahnen können, daß die reizendſte, entzückendſte Dame von Berlin mich ſo früh morgens mit ihrem hohen Beſuch beehrt — —“

„Aber, Kapelle, was fällt Euch denn ein? Warum denn ſo feierlich und formvollendet? Du biſt doch ſonſt nicht ſo?“

„Pardon! Bitte meine Gnädigſte, nicht trällern! Und nicht Du ſagen! Ich bin ganz allein zu Hauſe. Ganz allein mit Ihnen! Und dann noch trällern und Du ſagen — dieſer Verſuchung bin ich nicht gewachſen!“

„Aber ich, Kapelle, aber ich! Verlaſſen Sie ſich darauf!“ lachte das graziöſe blonde Fräulein, das inzwiſchen ins Muſikzimmer eingetreten war. Die Sicherheit der gefeierten Beautée lag in jeder ihrer Bewegungen. Der Kapellmeiſter ſah ſie an und wußte nicht, was er am meiſten an ihr bewundern ſollte: ihre ſchlanke, ſchmiegſame Geſtalt; den Schick, mit dem ſie ſich zu kleiden verſtand; oder ihr zartes, feines Geſicht, das nur für Augenblicke den Ausdruck ſpitzbübiſcher Drolligkeit annahm, um ihn ſofort wieder einer Vornehmheit edelſten Stiles den Platz räumen zu laſſen. Und mit ſolch einem . . . ſolch einem Bukett aller weiblichen Reize ſollte man nun ganz allein ernſthaft die Schwierigkeiten der neuen Rolle durchſprechen? Ganz ernſthaft — während ſie trällerte, hüpfte, tänzelte und — ohne Hut und Jacke abzulegen — alle jene gewagten Poſen einnahm, die ihre neue Rolle verlangte. „Hab' ich das Madrigal ſo richtig aufgefaßt, Kapelle?“ — Der elegante junge Mann, der ebenſo gut ein Kommerzienratsſohn ſein konnte wie ein Orcheſterdirigent, wurde durch ihre Frage aus einem Traum aufgeſchreckt. Wenn er in der letzten Viertelſtunde

überhaupt etwas gedacht hatte, so waren es sicher nur die Worte: „Was ist das Schönste an ihr?“ Jetzt antwortete er laut auf ihre Frage: „Die Perlenzähnchen! Diese blendenden, leuchtenden winzigen Dinger — die sind das Schönste an Ihnen, Satanella!“

Fräulein Satanella lachte hell auf: „Kapelle, Ihr liegt wohl noch im Morgenschlummer? Tut mir den Gefallen, wacht auf und sagt, wie ich das Finale vom zweiten Akt mimen soll. Setzt Euch ans Klavier — ja?“ Der Meisterspielte. Der Meister. Ja, nun fühlte er sich ganz als „Meister“. Jetzt empfand er: es ist ein Glück, solch ein Lied komponiert zu haben — und wenn's bloß deshalb wäre, damit man es mit solch einem berückenden Weib einstudieren darf. Er legte in sein Spiel eine Leidenschaft und ein Temperament, das ansteckend wirken mußte. Nach dem ersten Vers legte Satanella den Hut ab, nach dem zweiten das Jackett — und die Tanztakte des dritten Verses wirbelte sie herunter, daß dem Kapellmeister alle fünf Sinne mitwirbelten. Als sie beim letzten Takt mit dem vorgeschriebenen wilden Aufschrei in eine gedachte Seitenkulisse hineineilen wollte, sprang der Meister von seinem Instrument auf und markierte mit zwei weit gebreiteten Armen diese glückliche Kulisse. Es geschah das Seltsame, daß eine Darstellerin von der Kulisse umschlungen — feurig umschlungen wurde. Ein verlangender Männermund landete zwischen einem halbgeöffneten, lieblichen Lippenpaar auf zwei Reihen von blendenden, leuchtenden, winzigen Dingern . . . Wenn der Maestro

ſich indeſſen nun etwa Sieger gefühlt hätte, ſo wäre dieſe Empfindung zum mindeſten verfrüht geweſen; mit einer energiſchen Armbewegung drängte ihn das ſchlanke Fräulein beiſeite: „Aber nun wieder hübſch vernünftig ſein! Ihr wißt, Kapelle —?“ Die „Kapelle“ entſann ſich, daß die kleine Satanella keineswegs unter die leicht einnehmbaren Feſtungen zu rechnen war, daß in einer Viertelſtunde drüben im Theater die Probe beginnen ſollte, und daß man zum Ueberfluß ja auch ſelbſt verheiratet war — mit einer reizvollen, lebhaften Brünette, die zwar heute noch in Heringsdorf weilte, aber ſchon morgen zurückkehren ſollte. Satanella wünſchte noch raſch ihre vom Tanzen geſtörte Friſur wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Der Meiſter blieb ganz artig im Muſikzimmer, während die hübſche Dame, die eine Freundin der Hausfrau war und in der Wohnung Beſcheid wußte, ſich gänzlich ſolo nach demjenigen Raume begab, wo der größte Spiegel ſtand: nach dem ehelichen Schlafgemach des Hausherrn und ſeiner angetrauten Gattin. Zehn Minuten ſpäter ſtanden Satanella und „die Kapelle“ bereits im Theater auf der Bühne; und die Probe begann nach weiteren zehn Minuten.

Das Tagesprogramm des Kapellmeiſters wickelte ſich ordnungsmäßig ab: Probe, Mittageſſen zu Hauſe, „Kaffee“ im „Café“, Sommeroper, Abendbrot im Reſtaurant, Rückkehr zur ehelichen, halbverwaiſten Wohnung — halt! von da ab ſtimmte es nicht mehr! Die eheliche Wohnung war nicht mehr halbverwaiſt. Die

teure Gattin war unvermutet einen Tag früher vom Strande der Oſtſee abgereiſt. Die Kinder und das Mädchen ſollten erſt morgen kommen; die Herrin des Hauſes war, von einer unbeſtimmbaren Sehnſucht getrieben, um vierundzwanzig Stunden vorausgeeilt. Er wollte ſie zärtlich und liebevoll begrüßen, dieſe Abſicht mißlang ihm indeſſen gründlich; was ihm da entgegentrat, das war nicht mehr ſeine liebe, kleine Frau, das war eine Rachegöttin, ein Eisberg. „Aber, Emilie, um aller Heiligen willen, was haſt du denn?“ Endlich ließ ſich der Eisberg zu einer Antwort herbei: „Das da hab' ich! Gefunden! Auf deinem Nachtkäſtchen! In unſerem Schlafzimmer!“ Dann fing der Eisberg an, ſich in Salzwaſſer aufzulöſen. Die Kapelle betrachtete „das da“. „Das da“ war eine kleine, rote Platte mit zwei blendenden, leuchtenden, winzigen Dingern ....

Die Schrecken dieſer Nacht zu ſchildern, gehört zu den Unmöglichkeiten. Die gnädige Frau betrat nicht mehr das eheliche Schlafgemach, in dem während ihrer Abweſenheit „ſolche Orgien“ gefeiert worden waren, ſondern ſchlief im Fremdenzimmer. Alles hätte ſie verziehen — aber in der eigenen Wohnung! Und mit einer Perſon, die falſche Zähne trägt. Das ging zu weit. Zwei Stunden lang hatte ihr der unſchuldsvolle Gatte erklärt, ſich — nicht erklären zu können, wie „das da“ dahin kam. Wenn die Köchin das Zimmer betrat, ſchwieg man — kaum war ſie hinaus, ſo ging der Schreck von neuem los. Die Wahrheit, nämlich den harmloſen Beſuch Sanatellas, zu erzählen ... das

Ihre Perlenzähnchen

wagte der Kapellmeiſter nicht; denn eine ſolche Harmloſigkeit kann ja wohl vorkommen, aber glauben tut ſie einem hinterher kein Menſch — am wenigſten die eigene Gattin.

Während der Meiſter ſich ſchlummerlos auf dem einſamen Lager im ehelichen Schlafgemache umherwarf, kam ihm ein rettender Gedanke. Grauſam — aber rettend: Die gnädige Frau pflegte erſt gegen zehn aufzuſtehen, während die Köchin dem Herrn ſchon um acht den Tee brachte. Die Zeit zwiſchen acht und zehn mußte ausgenützt werden! Die Köchin muß um acht zum Zahnarzt gehen, ſich die beiden oberen Schneidezähne ausziehen laſſen und dann ſeiner Frau ſagen, die falſchen Zähne gehörten ihr! Denn einer Frau mußten ſie ja gehören — für einen Mann waren ſie viel zu klein, das war klar, und das hatte die Gnädige im erſten Augenblick erkannt. O, Satanella! Wie kann man nur ſo unvorſichtig ſein! Jetzt wußte er übrigens auch, warum ſie geſtern auf der Probe immer nur leiſe ſummend markiert und nie den Mund aufgetan hatte! Das waren die „blendenden, leuchtenden, winzigen Dinger!“ Wären ſie lieber *nicht* ſo winzig — dann wäre er imſtande geweſen, ſich ſelbſt zwei ziehen zu laſſen, um den Fund als *ſein* Eigentum reklamieren zu können! Denn ſeine Frau wollte er nicht verlieren. Um keinen Preis! Um zwei künſtliche Zähne ſchon *gar* nicht! Und „Scheidung“ war ihr letztes Wort geweſen — geſtern, als ſie ſich ins Fremdenzimmer zurückzog. Anſtatt gute Nacht — „Scheidung“!

Die achte Morgenstunde nahte und mit ihr Frieda, die alberne Gans, die sonst nie da war, wenn man sie brauchte. Heute war offenbar ein Ausnahmetag. Auf die Minute war Frieda zur Stelle.

„Schläft meine Frau noch?" fragte der Hausherr, ohne den Gruß der albernen Gans abzuwarten. Frieda nickte bestätigend. Da begann der Herr des Hauses mit seiner großen Rede: „Liebe, gute Frieda! Halten Sie mich bitte nicht für verrückt — sehen Sie diesen Hundertmarkschein? Wollen Sie sich für dieses Geld zwei Zähne ziehen lassen?" Die alberne Gans kreischte laut auf und wollte nach der Küche flüchten. Der Kapellmeister vertrat ihr den Weg: „Liebste, beste Frieda, Sie m ü s s e n mir helfen! Sehen Sie, das da hat gestern abend meine Frau in unserem Schlafzimmer auf dem Nachtkasten gefunden, und nun —"

Da geschah etwas Wunderbares. Frieda griff nach der kleinen roten Platte, entriß diese den Fingern des Hausherrn und drückte sie mit einem raschen Griff in — ihren eigenen Oberkiefer. „Meine Zähn'," rief sie dann, „meine Zähn' hat die gnä' Frau g'funden? Wenn die gnä' Frau bloß nit gemerkt hat, daß ihr Zahnbürstel a u c h noch naß war!?"

Einen Augenblick sann der Kapellmeister nach, wie er sich in diesem Falle am besten zu verhalten habe. Nur einen Augenblick. Dann sagte er zu der albernen Gans: „Die gnädige Frau weiß noch n i c h t, daß das Zahnbürstel naß war. Aber wenn Sie's ihr s o f o r t selber eingestehen, kriegen Sie diesen Hundertmarkschein!"

Da lief Frieda zur Tür des Fremdenzimmers und trommelte ihre Herrin wach. — —

Fünf Minuten ſpäter war die gnädige Frau vom Fremdenzimmer wieder nach dem ehelichen Schlafgemach umgezogen. Frieda aber ging und kaufte ein neues Zahnbürſtel.

Er, ſie, es liebt.

Als ich in der Vorſchule mit vieler Mühe die Kunſt des Konjugierens erlernte, konnte ich mir bei der Zeile „ich liebe“ etwas vorſtellen — zum Beiſpiel, wenn ich daran dachte, daß ich meine Mutter gern hatte. Auch die zweite Zeile — „du liebſt“ — verband ſich in meinem Knabenhirn mit einer gewiſſen gegenſtändlichen Vorſtellung: ich dachte daran, daß meine Schweſter ebenfalls von Zuneigung zur Mutter erfüllt iſt und bildete mir ein, ich würde mich über dieſe Tatſache mit der Schweſter unterhalten; dann würde ich ſagen: „Du liebſt . . .“ — So weit war alles ſchön und gut; aber dann tauchte in der deutſchen Grammatik die dritte Zeile auf und die lautete: „Er, ſie, es liebt.“ Dieſe drei-einheitliche Konjugationsform blieb meinem knabenhaften Gemüt ein unlösbares Rätſel; wie ſehr ich mich auch mühte — einen Satz mit dem Anfang: „er, ſie, es liebt“ vermochte ich nicht zu konſtruieren . . . Vergeblich zerbrach ich mir mein junges Haupt über die Fragen: „Er, ſie, es liebt — was hat das zu bedeuten? Was will das beſagen? Was iſt damit gemeint? Gibt es das überhaupt?“

In ſpäteren Jahren begriff ich dann, daß der Verfaſſer jener Grammatik lediglich aus techniſchen Gründen die drei Formen: „er liebt, ſie liebt, es liebt“ zu der abenteuerlichen einen Form: „er, ſie, es liebt“ zuſammengezogen hatte. Es folgten in meinem Leben zwei Jahrzehnte, in denen ich der feſten Ueberzeugung war, daß der komplizierte Begriff: „Er, ſie, es liebt“ zwar in jeder Grammatik, aber niemals im wirklichen Leben vorkommen kann. Mit einem Schlage wurde eines Tages meine feſte Ueberzeugung erſchüttert, meine ganze Logik über den Haufen geworfen. „Er, ſie, es liebt“ trat als Erſcheinung in mein Leben. „Er, ſie, es liebt“ war aus der Grammatik entflohen und ſtand als drei-einiges Lebeweſen in kraſſer Wirklichkeit vor mir.

Das Ereignis vollzog ſich an der Küſte der Nordſee an einem lauen Frühſommertag. Aber „er, ſie, es liebt“ tauchte keineswegs wie weiland die ſchaumgeborene Venus aus den Wellen des Ozeans. „Er, ſie, es liebt“ war regelrecht aus Hannover via Bremen und Helgoland mit dem Schnelldampfer auf der Inſel Sylt angekommen und wurde mir von einer ſanftgeſchwungenen Freundeshand am Weſterländer Strande vorgeſtellt als „Herr Spiro, Frau Spiro nebſt Töchterchen: Fräulein Emmy Müller.“ Und wie ein Zucken meines linken Mundwinkels leiſes Erſtaunen darüber verriet, daß der Nachname der Eltern von dem des Töchterchens ſo grundverſchieden war, beeilte ſich die Mama ungefragt zu verſichern:

„Emmychen iſt aus meiner erſten Ehe.“ — „Aha!“ ſagte ich mit ernſtem Verſtändnis. Papa Spiro, der Kaufmann iſt vom Scheitel bis zur Zehe, fügte erläuternd hinzu: „Die Firma heißt immer noch Müller u. Co.“ — Das verſtand ich zwar zunächſt noch nicht, aber ſpäter erfuhr ich, wie die Sache zuſammenhing: Papa Spiro hatte damals vor vier Jahren nicht nur die Witwe des ſeligen Herrn Müller geheiratet, ſondern — wenn man ſo ſagen darf — auch die Firma, unter der Herr Müller bei Lebzeiten ein gutgehendes, höchſt rentables Engrosgeſchäft betrieben hatte.

Ich war mir bald darüber klar, daß Papa Spiro ſeine Gattin aus Liebe geheiratet hatte — ich wußte nur nicht: aus Liebe zu wem? Es konnte ſehr wohl aus Liebe zu Madame Spiro geſchehen ſein; denn die war eine ſtattliche und impoſante Dame. Es konnte aber auch aus Liebe zu Fräulein Emmychen geſchehen ſein, die heute ein wunderhübſches zwanzigjähriges Mädel war und damals — mit ſechzehn — noch hübſcher geweſen ſein ſoll. Und endlich konnte die Ehe ſogar auch noch aus Liebe zu der lukrativen Firma geſchloſſen worden ſein . . . aber das gehört nicht zur Sache. Zur Sache gehört vielmehr: die drei Menſchen hatten einander unbändig gern. Stets waren zwei von ihnen damit beſchäftigt den Dritten zu ſtreicheln; „er“ liebte abgöttiſch ſeine Frau und ſein Emmychen; „ſie“ liebte ſchwärmeriſch ihr Emmychen und ihren Mann; und „es“ — Emmychen — liebte bis zur Raſerei ſowohl

die eigene Mutter als auch den „zweiten Papa“ ... kurz: „er, ſie, es liebt“, wie es im Buche ſteht.

Die drei Perſonen gingen dermaßen ineinander auf, daß bei unſeren Strandkorbplaudereien niemals eines von ihnen einen Satz allein ſprach; man pflegte ſich vielmehr in jeden einzelnen Satz gewiſſenhaft zu teilen: Papa begann ihn, Mama führte ihn weiter, Emmychen brachte die Pointe. So war es, wenn „er, ſie, es“ plauderte. Und alles, was man ſie ſonſt tun ſah, taten ſie gemeinſam: er, ſie, es machte einen Spaziergang; er, ſie, es ging ins Kurtheater; er, ſie, es badete im Familienbad.

Am Strand von Weſterland promenieren zur Zeit der Hochſaiſon zahlreiche unverheiratete Herren — und man weiß, daß es nicht nur die Ausſicht auf das wogende Meer iſt, die ſie dahin zieht, ſondern auch die Ausſicht auf einen ſicheren Hafen, in dem ſie ſich nach der ſtürmiſchen Junggeſellenzeit vor Anker legen wollen. Mehrere von ihnen machten den Verſuch, ſich vor dem hübſchen Hafen „Emmychen“ zu verankern — aber jeder ſchwenkte bald wieder ſeitlich ab, ſobald er erkannt hatte, welche ungeahnten Schwierigkeiten da ſeiner harrten. Zu mancher anderen Ehe mag für den Werbenden das Wort „ſie liebt mich“ der Paſſierſchein ſein. Hier lag der Fall anders. An kein Einlaufen in dieſen Hafen war zu denken, bevor nicht das komplizierte Flaggenſignal: „Er, ſie, es liebt mich“ gehißt werden konnte.

Nur ein einziger ließ ſich nicht abſchrecken: ein hochgewachſener ſchlanker Vierziger, ſeines Zeichens ein Hamburger Großexporteur. Er hatte das Air eines preußiſchen Oberleutnants — nur daß er die Haare nicht geſcheitelt trug . . . aus dem einfachen Grund, weil er keine Haare hatte. Sonſt war er ein famoſer Kerl. Er wußte, wie man die Leute gewinnt; dem Papa Spiro imponierte er mit Bilanzziffern von achtunggebietender Höhe; die Mama Spiro rührte er durch die Schilderung des echt hamburgiſch-trauten Familienlebens, das er mit ſeinen verheirateten Geſchwiſtern führte; bloß für das Herz Emmychens hatte er noch nicht den rechten Sprengſtoff entdeckt . . . aber das würde ſich wohl ſchon noch geben: er, ſie, es würde ihn lieben; er, ſie, es würde ihn heiraten . . .

Und richtig, am vorletzten Tag meines Weſterländer Aufenthalts enthüllte er, ſie, es mir das große Geheimnis: Herr Langmann aus Hamburg hatte um Emmychens Hand angehalten; er, ſie, es betrachtete nun als Nummer eins, daß er, ſie, es prüfe, ob die hingeplauderten Bilanzziffern auf Wahrheit beruhen. Er, ſie, es wolle übermorgen mit Herrn Langmann nach Hamburg fahren, mit dem gleichen Dampfer, den ich ſelbſt benützen wollte. Und da er, ſie, es mich als freundlichen und verſtändigen Menſchen erfunden habe, und da ich mich ſowieſo ein paar Tage in Hamburg aufhalten wollte, bitte mich er, ſie, es, an der Prüfung der Bücher mich zu beteiligen, zumal ein Unintereſſierter immer deutlicher ſehe. Meine Ausflüchte halfen wenig.

Fünfzig Stunden ſpäter ſtand er, ſie, es zu Hamburg im Langmannſchen Privatkontor und ich mitten unter ihnen.

Am erſten Tag ſaß er, ſie, es mit Herrn Langmann am Tiſch; er, ſie, es prüfte die Bilanzen der erſten fünf Jahre und ich mußte mitprüfen. Wenn er, ſie, es trennbar geweſen wären, hätte ſich zum mindeſten „es" hierbei überflüſſig gefühlt. Aber er, ſie, es waren unzertrennbar, deshalb konnte der Gedanke an eine Ueberflüſſigkeit überhaupt nicht Platz greifen. — Die Bilanzen ſtimmten.

Am zweiten Tag prüfte er, ſie, es die Abſchlüſſe der vorletzten fünf Jahre. Herr Langmann redete, bis ihm der Schweiß von der Glatze perlte. Es ſtimmte alles.

Am dritten Tag ließ er, ſie, es ſich die Zukunfts-Chancen für die nächſtfolgenden zehn Geſchäftsjahre vorrechnen; ſie waren glänzend ... wie die Glatze des Exporteurs.

Am vierten Tag begann Papa Spiro: „Das iſt alles gut und ſchön, aber jetzt ſoll — —" Mama Spiro führte den Satz weiter: „— — jetzt ſoll Emmychen ſelbſt mal ſagen, ob — —" und Emmychen brachte die Pointe: „— — ob ich den jungen Mann eigentlich gern habe."

Dann erhob ſich ein großes Schweigen zwiſchen uns Fünfen, das minutenlang dauerte. Deutlich fühlbar lag die Erkenntnis in der Luft: Papa „er" und Mama „ſie" hätten ſchon Luſt zu der Sache; da aber in dieſer

Familie nur dasjenige geſchah, was alle drei gemeinſam wollten, ſo mußte die Angelegenheit ein negatives Ende nehmen.

Das Schweigen ſchwieg weiter . . .

Endlich ſprach der Vater: „Die Bilanzen ſind koloſſal, aber ſchließlich — —“ die Mutter fuhr fort: „— — ſchließlich: warum ſoll unſer Emmychen einen Mann — —“ und Emmychen brachte die Pointe: „— — einen Mann heiraten, der eine Glatze hat?“

Und dann reiſte er, ſie, es ab. Ich fuhr mit zur Bahn. Während er, ſie, es ſich im Kupee zurechtſetzte, ſagte „er“: „Wozu ſind — —“, „ſie“ fuhr fort: „— — wir nun eigentlich — —“ und „es“ brachte die Pointe: „— — nach Hamburg gefahren?“

Eine neue Reklame-Idee.

Personen: Der Kommerzienrat. Der Prokuriſt. Ein junger Mann.

Der Prokuriſt: Herr Kommerzienrat, der junge Mann iſt wieder da, der die neue Reklame-Idee für uns hat. Er tut noch immer furchtbar geheimnisvoll.

Der Kommerzienrat: Um was handelt es ſich?

Der Prokuriſt: Hat er nicht geſagt. Er will ſich nur Ihnen offenbaren. Soll ich ihn wegſchicken?

Der Kommerzienrat: Er ſoll hereinkommen.

Der Prokuriſt (ab).

Der junge Mann (der die neue Reklame-Idee erfunden hat, tritt ein, legt ſeinen Hut auf den erſten Stuhl an der Tür, macht eine gemeſſene Verbeugung und einen vertrauenerweckenden Eindruck).

Der Kommerzienrat: Wir ſind allein. Wenn Sie ſich überzeugen wollen — links eine doppelt geſchloſſene Doppeltür, rechts eine doppelt geſchloſſene Doppeltür. Kein Verrat zu befürchten.

Der junge Mann: Wenn ich in meinen Briefen bis aufs äußerste zurückhaltend war, und mich nur Ihnen selbst anvertrauen will, so geschah das nicht, um Ihnen die Zeit wegzunehmen, oder um mich interessant zu machen, sondern nur um mich zu wahren. Meine neue Idee ist nicht patentfähig, überhaupt nicht schutzfähig und trotzdem wertvoll. Erfährt nun ein gewissenloser Mensch davon, so kann ich nicht verhindern, daß er sie mir vor der Nase weg ausbeutet. Inwieweit ich mich auf Ihre Angestellten verlassen kann, weiß ich nicht. Daß ich mich auf Sie selbst verlassen kann, dafür bürgt mir Ihr Ruf und Ihre Persönlichkeit.

Der Kommerzienrat: Sehr verbunden. Aber trotzdem muß ich Sie um die Erlaubnis bitten, dieser Unterredung meinen Prokuristen beiwohnen zu lassen. Ich bürge für ihn.

Der junge Mann: Das können Sie nicht. Was wollen Sie dagegen tun, wenn Ihr Prokurist am Schlusse meines Vortrages sagt: die gleiche Idee habe er selber schon gehabt, aber aus diesen oder jenen Gründen damals vorläufig zurückgestellt und so weiter?

Der Kommerzienrat: Wenn wir nicht so notwendig neue Reklame-Ideen brauchten, so würde ich mir am liebsten derartige Vorschläge überhaupt nicht anhören. Bei einem Dutzend taugt kaum einer etwas. Und um die übrigen elf hat man immer hernach Scherereien.

Der junge Mann: Ich bin fest entschlossen:

entweder vertraue ich Ihnen meine Idee unter vier Ohren an oder gar nicht. Was ziehen Sie vor?

Der Kommerzienrat: Jetzt glauben Sie, etwas Neues gesagt zu haben. Sie täuschen sich. So setzt mir jeder den Revolver an die Brust: ent oder weder. Ich bin für ent. Unter vier Augen.

Der junge Mann: Also ohne Umschweife. Meine neue Reklame-Idee ist die: es wäre für Sie von Vorteil, wenn einige hunderttausend Beamte ständig Ihre Reklame vor Augen hätten?

Der Kommerzienrat: Ja. Aber das ist sehr teuer.

Der junge Mann: Nein. Ich mache Ihnen einen Vorschlag, wonach Sie eine derartige zweihunderttausendfache Reklame keinen Pfennig kosten würde. Ausgenommen ein angemessenes Honorar für mich.

Der Kommerzienrat: Ich bin gespannt.

Der junge Mann: Sie haben hier ein Holzlineal auf Ihrem Pulte liegen. Wie lange liegt das schon da, Herr Kommerzienrat?

Der Kommerzienrat: Warten Sie mal. Richtig: kurz nach meiner silbernen Hochzeit habe ich es mir mal selbst im Papiergeschäft da drüben gekauft. Also elf Jahre. Aber schweifen wir nicht ab —

Der junge Mann: Wir sind nicht abgeschweift. Das war meine Reklame-Idee. Wir verteilen eine Million solcher Holzlineale — je zwanzig Stück in einem Paket — gratis an alle großen deutschen Büros. Die Kalkulation habe ich fix und fertig. In Massen fabri-

ziert koſtet das Lineal acht Pfennig. Die Verpackungs- und Verteilungskoſten für jedes Lineal betragen zwei Pfennig. Macht im ganzen zehn Pfennig pro Lineal. Auf jedem Lineal iſt in großen Buchſtaben unſere Firma auf der Vorderſeite und auf der Rückſeite aufgedruckt. Der Aufdruck geſchieht vor dem Polieren und iſt dann unbegrenzt haltbar.

Der Kommerzienrat: Sie ſagen, das koſtet nichts? Zehn Pfennig pro Stück macht für eine Million Exemplare genau hunderttauſend Mark!

Der junge Mann: Die ganze Geſchichte koſtet Sie keinen Pfennig. Sie vermieten einfach von der Vorder- und von der Rückſeite eines jeden Lineals die rechte und die linke Ecke an ein paar andere große Firmen. Man wird Ihnen für jede Fläche mindeſtens zwei und einen halben Pfennig bezahlen.

Der Kommerzienrat: Welches Honorar verlangen Sie?

Der junge Mann: Das überlaſſe ich ganz Ihrem Ermeſſen, Herr Kommerzienrat. Sie werden mir, wenn Ihnen die Idee zuſagt, einfach einen Scheck ausſchreiben, ihn unterzeichnen und ihn mir gefaltet überreichen. Ohne ihn aufzuklappen, werde ich Ihr Büro verlaſſen und meine Reklame-Idee gehört Ihnen. Sie werden auf den Scheck die Summe ſetzen, die meine Idee wert iſt und ich verpflichte mich, Ihrer Taxe mich unterzuordnen.

Der Kommerzienrat: Einverſtanden. (Er nimmt ein Scheckbuch hervor, füllt ein Formular aus,

faltet es zuſammen und überreicht es dem jungen Mann.)

Der junge Mann (erhebt ſich und will ſich mit einer kurzen Verbeugung verabſchieden).

Der Kommerzienrat: Sie würden mir einen Gefallen tun, wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollten, den Scheck zu entfalten und zu prüfen, bevor Sie dieſes Zimmer verlaſſen.

Der junge Mann: Das wäre gegen die Abrede. Ich werde mich nach einem Jahr erkundigen, ob meine Idee für Sie von Wert war.

Der Kommerzienrat: Ich will mich nicht der Freiheitsberaubung ſchuldig machen. Ein Druck auf dieſen Knopf hier entriegelt die beiden geſchloſſenen Doppeltüren. Der Weg ſteht Ihnen offen, aber ich hoffe, Sie recht bald hier wiederzuſehen.

Der junge Mann: Nach einem Jahr. Nicht früher! (Verbeugt ſich und geht.)

Der Kommerzienrat (nimmt die Zeitungslektüre wieder auf, die er beim Eintritt des Prokuriſten unterbrochen hat. Fünf Sekunden Pauſe, dann erſcheint)

Der junge Mann: Was ſoll das bedeuten, Herr Kommerzienrat?

Der Kommerzienrat: Sehen Sie? Ich habe es ja gewußt, ich würde Sie ſehr bald hier wiederſehen!

Der junge Mann: Sie haben auf den Scheck eine Null geſchrieben, Herr Kommerzienrat! Eine Null.

Weiter nichts. Nicht einmal eine einzige Eins davor! „In Worten zu wiederholen: Null". Was soll das bedeuten?

Der Kommerzienrat: Sie hatten mich gebeten, genau die Summe auf den Scheck zu setzen, die Ihre Idee nach meiner Ansicht wert ist.

Der junge Mann (ist sprachlos).

Der Kommerzienrat: Ihre Idee hat den gleichen Fehler wie die meisten anderen „neuen" Reklame-Ideen, die mir angeboten werden. Sie ist nicht neu, sondern alt. Wir haben die gleiche Idee vor einem Jahr gehabt. Wir haben sie damals zurückgestellt, weil die Holzindustrie zu stark beschäftigt war, um uns den Bedarf rechtzeitig für unsere Saison zu liefern. Wir hatten aber gerade jetzt in Erwägung gezogen, ob wir nicht in dieser Saison die Reklame loslassen können. Mein Prokurist hat heute schriftlich bei einigen Fabriken nach den Lieferterminen gefragt und hat an einige große Firmen geschrieben, ob sie sich an unserer Idee beteiligen wollen.

Der junge Mann: Das ist stark!

Der Kommerzienrat: Sie sagen das so, als ob Sie die Wahrheit meiner Behauptung bezweifeln möchten?

Der junge Mann: Ich kann mich in der Tat kaum entschließen, Ihre Behauptung restlos — —

Der Kommerzienrat (drückt auf einen Knopf). Nun, ich habe ja meine Zeugen. Mein Prokurist wird sofort hier sein.

Der Prokuriſt (tritt ein): Herr Kommerzienrat?

Der Kommerzienrat: Entſinnen Sie ſich noch an die große Repräſentations-Reklame, die wir im vorigen Jahr vorbereiteten und dann vorläufig noch nicht zur Ausführung brachten?

Der Prokuriſt: Gewiß, Herr Kommerzienrat, aber ich weiß nicht, ob ich in Gegenwart eines Dritten . . .

Der junge Mann: Sprechen Sie ungeniert. Ich verzichte hiermit feierlich auf jedes Anrecht an meine Idee, wenn Ihre Idee wirklich die gleiche war.

Der Kommerzienrat (zum Prokuriſten): Alſo?

Der Prokuriſt: Wir wollten eine Million Holzlineale zu acht Pfennig das Stück mit unſerer Reklame bedrucken laſſen.

Der junge Mann (reißt die Augen auf).

Der Prokuriſt (fortfahrend): Wir wollten dieſe Lineale, zu je zehn Stück verpackt, an alle großen deutſchen Büros als Reklame mit einem höflichen gedruckten Brief gratis verſenden.

Der junge Mann (reißt Mund und Naſenlöcher auf).

Der Prokuriſt (fortfahrend): An Verteilungs- und Verpackungsſpeſen wären uns zwei Pfennig pro Lineal entſtanden, ſo daß uns jedes Lineal im ganzen zehn Pfennig gekoſtet hätte.

Der junge Mann (ſinkt zerſchmettert auf einen Stuhl nieder).

Der Prokuriſt (ſpricht gleichmütig weiter): Nun wollten wir die vier Eckplätze jedes Lineals an andere Intereſſenten zu je zweieinhalb Pfennig weiterverpachten, ſo daß die ganze Reklame für uns vollſtändig gratis geweſen wäre.

Der junge Mann (knickt zuſammen).

Der Prokuriſt (unerſchütterlich weiterredend). Gerade heute hatten wir die Idee wieder aufgenommen, um ſie in dieſer Saiſon auszunützen. In dieſer Stunde habe ich die Briefe an die großen ſächſiſchen Holzfabriken und an die erſten deutſchen Großinſerenten diktiert.

Der junge Mann (tonlos): Ich danke. Ich habe genug.

Der Prokuriſt (ab).

Der Kommerzienrat: Was ſagen Sie nun, junger Mann?

Der junge Mann: Nichts. Gar nichts. Wenn ich nicht alle Vorſichtsmaßregeln getroffen gehabt hätte, wenn nicht die beiden geſchloſſenen Doppeltüren wären, wenn ich nicht das unbegrenzte Vertrauen zu Ihnen ſelbſt hätte, Herr Kommerzienrat . . .

Der Kommerzienrat: So müßten Sie unbedingt an einen Betrug glauben?

Der junge Mann: Allerdings. Aber ſo wie die Dinge nun liegen, iſt der ja ausgeſchloſſen. Wir haben

hier eine überraſchende Duplizität der Ereigniſſe. Nichts für ungut, Herr Kommerzienrat. Ich empfehle mich Ihnen.

Der Kommerzienrat: Nehmen Sie dieſes Kuvert mit, öffnen Sie es zu Hauſe und ſchreiben Sie mir, wie Sie über den guten Rat denken, den ich Ihnen da erteilt habe.

Der junge Mann: Diesmal möchte ich Ihre Geheimniſſe lieber ſofort entfalten. Wenn Sie geſtatten, öffne ich das Kuvert gleich hier. (Er tut es.) Ja, zum Donnerwetter, was iſt denn das? Welche Scherze machen Sie mit mir, Herr Kommerzienrat? Ein Check über zehntauſend Mark? Was ſoll das nun wieder bedeuten? Ich werde nicht klug aus der ganzen . . .

Der Kommerzienrat: Das iſt der wahre Gegenwert für Ihre neue Reklame-Idee.

Der junge Mann: Für meine Idee? ſie war ja alt? Sie haben ſie ja ſchon gehabt?

Der Kommerzienrat: Keine Ahnung.

Der junge Mann: Aber Ihr Prokuriſt?

Der Kommerzienrat: Sehen Sie das Telephon auf meinem Schreibtiſch? In das haben Sie hineingeſprochen! Zwei Zimmer weiter ſitzt am anderen Ende dieſes Haustelephons mein Prokuriſt und hört jedes Wort, das hier geſprochen wird. Leute wie ich empfangen ſonderbare Beſuche und müſſen ſich gegen die ſeltſamſten Attentate, die in einem geſchäftlichen tête-à-tête unternommen werden können, durch beſondere Vorſichtsmaßregeln ſchützen.

Der junge Mann: Und Ihr Prokuriſt?

Der Kommerzienrat: Der arbeitet immer nach dem gleichen Schema. Er macht es mir möglich, mich von zudringlichen Menſchen zu befreien. Und er überläßt es mir, anſtändige Leute anſtändig zu behandeln ... was ich hiermit ausnahmsweiſe wieder einmal getan haben möchte.

Der junge Mann: Und die gute Lehre, die mir Ihr zweiter Scheck geben ſollte?

Der Kommerzienrat: Die heißt: glauben Sie nie, ſich vor Verrat irgendwie ſchützen zu können! Merken Sie ſich: zehnmal am falſchen Ort Mißtrauen haben — das iſt halb ſo ſchlimm als einmal am falſchen Ort Vertrauen haben! Ich habe ſelbſt einmal klein angefangen und wurde erſt reich, als ich dieſen Grundſatz kannte. Was meinen Sie, was für Sie wertvoller ſein mag, der Scheck da oder die gute Lehre?

Der junge Mann: Für die Zukunft — die gute Lehre. Für die Gegenwart — der Scheck; denn mit ſeinem Betrag, Herr Kommerzienrat, will ich morgen ein Konkurrenzgeſchäft gegen Sie anfangen.

Das geſchenkte Kleid.

Meine Frau war für den Sommer „vollſtändig komplett"; ſie beſaß ein hellgraues Tuchkoſtüm, ein Batiſtſeidenkleid, ein marineblaues Koſtüm für die kälteren Tage und ein marengofarbenes Tailormade für Gebirgsausflüge . . . um von den weißen Bluſen und Strandkoſtümen gar nicht zu ſprechen. Da ließ in einer griesgrämigen Laune der Himmel meinen Onkel aus Paris zu Beſuch nach Berlin kommen; der Onkel packte aus ſeinem Koffer ein Pariſer Originalmodellkleid aus — zartroſa Batiſt mit weißen Tupfen und umfangreichem Tüll-Oberlicht — das war ſein Mitbringegeſchenk für meine Frau. Das Kleid ſah aus, als ob es mindeſtens dreihundert Franken gekoſtet hätte; an Hand einer quittierten Rechnung wies aber der Onkel nach, daß er es als „Okkaſion" für vierzig Franken gekauft hatte. Da konnte meine Frau es alſo ohne Gewiſſensbiſſe von ihm geſchenkt nehmen, trotzdem ſie für den Sommer bereits „vollſtändig komplett" war.

Vierzig Franken! Für dieſes herrliche Koſtüm, welches ſo entzückend war, daß meine Frau es ſofort zum

Renommierkleid für die abendlichen Zoo-Promenaden ernannte! Ich mußte ihr mehrmals mit Tinte vorrechnen, daß vierzig Franken wirklich nur sechsunddreißig deutsche Reichsmark sind — aber ich glaube, sie hat mich noch heute in Verdacht, es wären eigentlich dreihundertsechzig und ich hätte bloß aus Niedertracht gegen den Onkel die Null weggelassen. Sie redete davon, an ihn, der gleich am Tage nach seiner Ankunft wieder weitergereist war, wegen des Preises noch einmal zu schreiben. Sie *redete* davon, sag ich. Was das *Schreiben* anbetrifft, sind ja die Frauen nur im *Reden* groß. Sie schrieb also *nicht*.

Als wir uns — zwei Tage nach der Abreise des Onkels — abends zum Aufbruch nach dem Zoo rüsteten, fragte ich meine Frau: „Warum ziehst du denn das Pariser Modell nicht an?" „Aber Liebling," antwortete sie, „das ist bei der Schneiderin. Es muß erst zurecht gemacht werden. Es ist unten zu lang, in der Hüfte zu weit und am Oberlicht zu wulstig; die Fischbeinstangen müssen aus der Taille herausgenommen und in den Tüllkragen müssen Zelluloidstäbchen hineingesetzt werden; aber sonst ist alles in Ordnung, außer daß für die Knöpfe Oesen und statt der Oesen Druckknöpfe eingenäht werden müssen. Wenn es dann frisch aufgeplättet ist, kann ich es sofort anziehen."

Am vierten Tage nach der Abreise meines Onkels bezahlte ich während des Frühstücks eine Schneiderinnenrechnung von zwei Dutzend verschiedenen Posten, die zusammen dreißig Mark machten und alle die Aen-

derungen des „französischen Modells" betrafen. Abends — beim Aufbruch zum Zoo — fragte ich meine Frau: „Warum ziehst du denn das Pariser Kleid nicht an?" „Aber Liebling," antwortete sie, „ich habe ja keine Schuhe dazu. Ich habe nur schwarze, weiße, graue, violette, gelbe, braune, cremefarbene und grüne. Zu einem rosa Kleid gehören rosa Schuhe. Das siehst du doch ein?"

Ich sah es ein und bezahlte am übernächsten Vormittag eine Schuhrechnung über vierzig Mark. Abends fragte ich . . . muß ich wirklich wiederholen, was ich fragte? Und meine Frau antwortete mit der Gegenfrage: „Ja, hab' ich denn einen Hut zu dem neuen Kleid?"

Am übernächsten Vormittag kam eine Hutrechnung. Hutrechnungen sind ja meistens dreistellig. Aber so dreistellig wie diese war doch noch selten eine gewesen . . . Und bildete sich jemand ein, daß an diesem Abend die schmerzlich ersehnte Modellpremière im Zoologischen Garten zur Aufführung gelangte? Ach nein. Es war ein kühler Abend und es fand sich in den Kleiderschränken meiner Gattin auch nicht die leiseste Jacke, die zu dem Pariser Kleid gepaßt hätte.

Zweimal ward es Abend, zweimal ward es Morgen . . . die passende Jacke war da und kostete mich nur das Dreifache von dem, was der freundliche Spender in Paris für das Kostüm bezahlt hatte. Nach und nach wurde dann noch ein Schirm gekauft, der im Stil zu

der Jacke paßte; ein Dutzend seidene Strümpfe, die in der Farbe zu den Schuhen paßten; neue Patent-Strumpfbänder, die zu den neuen Strümpfen paßten; und ein neues — man verzeihe mir die Indiskretion! — Patent-Korsett, an dem sich die neuen Patent-Strumpfbänder befestigen ließen. Weil ich doch gerade bei den Heimlichkeiten angelangt bin, will ich eingestehen, daß von dem Hemdenbestand meiner Gattin kein Exemplar dem umfangreichen Tüll-Oberlicht des Pariser Modells so richtig gewachsen schien; diese Berliner Erzeugnisse legten bei allen Anproben die spreeathenische Eigenschaft der Vorwitzigkeit und Neugier an den Tag, indem sie partout immer aus dem Oberlicht herausschauen wollten. Was blieb anders übrig, als zweckentsprechenden, in Paris angefertigten Ersatz aufzutreiben?

Endlich wurde mir — weil zu dem Pariser Kleid keines der vorhandenen Ledertäschchen passen wollte — ein kleiner Pompadour aus Goldmaschen abgeschmeichelt . . . und dann — — —

Ach, wenn ich diese Geschichte nicht selbst erlebt und erlitten hätte, würde ich darauf schwören, daß nun wirklich am nächsten Abend der feierliche Einzug des Pariser Modells in den Berliner Zoo stattgefunden haben müßte! Aber es sollte anders kommen. Meine Frau hatte in der langen Zwischenzeit — wahrscheinlich aus Sorge um das geschenkte Kleid — volle neun Pfund abgenommen. Infolgedessen saß das Kleid nicht mehr. Es schlug Falten in der Hüfte und wanderte

wieder zur Schneiderin, die das Abmagern meiner Frau für eine Schikane hielt, weshalb ſie die neuerdings erforderlichen Aenderungen nur in ſehr reſerviertem Tempo in Angriff nahm.

In einem blauen Oktavheft führte ich Buch über die Ausgaben, die mir das geſchenkte Kleid verurſacht hatte; bis jetzt waren rund neunhundert Mark zuſammengekommen . . .

Als das Kleid die dritte Woche bei der Schneiderin lag, ſagte ich zu meiner Frau: „Du ſollteſt dir eine andere Schneiderin nehmen!“ Triumphierend entgegnete meine beſſere Hälfte: „Ich habe ſchon eine andere — und ein neues Kleid hab' ich mir auch ſchon bei ihr beſtellt! Sieh mal, nun liegt der Pariſer Batiſtmodellfetzen, der doch nur vierzig Franken gekoſtet hat, bei der alten Schneiderin herum, man hat die vielen neuen teuren Sachen dazu gekauft — da will ich zu den neuen teuren Sachen doch jetzt auch ein anſtändiges neues Kleid haben! Bis die alte Schneiderin die Pariſer Batiſtfahne bringt, wird es Herbſt, aber von der neuen Schneiderin bekomme ich ganz beſtimmt ſchon morgen das neue — Seidenkleid.“

„Seidenkleid?“ fragte ich voll banger Ahnung.

„Jawohl; aber du brauchſt keine Angſt zu haben — es koſtet nur vierhundert Mark.“

Ich holte das blaue Oktavheft hervor. „Neunhundert und vierhundert macht dreizehnhundert,“ murmelte ich, „dreizehn bedeutet immer ein Unglück.“

„Aber doch nicht für dich?“ fragte meine Frau mit gutgespielter Kindlichkeit.

„Nein,“ entgegnete ich höflich, „nur für meinen Onkel. Dem breche ich nämlich alle Rippen entzwei, wenn er dir jemals wieder ein Kleid schenken will.“

Die roten Kragenschoner.

Herr Meyer war sehr betrübt. Er starrte durch die Glastür seines Herrenwarengeschäftes hinüber nach dem Portal des Hotels, als ob von dort die Erlösung für sein Leid kommen könnte.

Verflucht nochmal! Meyer war ein tüchtiger Verkäufer, ein gerissener Einkäufer, ein hübscher Kerl, ein gebildeter Mensch, von Hause aus nicht unvermögend, verdiente jedes Jahr einen netten Posten Geld mit seinem gutgehenden Detailgeschäft . . . Detailgeschäft . . . Detail! . . . da lag der Hase im Pfeffer! weil er Detailleur war, deshalb zählte er nicht für voll! Nicht für voll in den Kreisen, in denen er verkehrte, zu denen es ihn hinzog. Seine großen Lieferanten luden ihn zu all ihren Gesellschaften ein — er war ja so ein reizender Mensch — und da saß er zwischen den Familien der Kommerzien-, Justiz- und Amtsgerichts-Räte . . . ohne Titel, ohne den allerkleinsten Titel — und ohne Orden, ohne den allerkleinsten Orden. Gestern abend bei Lehmanns war er sich wieder förmlich nackt vorgekommen. Wenn er nur die winzigste Knopfloch-

roſette beſeſſen hätte! Aber wie ſollte man dazu gelangen? Als Detailleur? Nicht die Spur einer Möglichkeit, trotzdem er doch ſolch ein tüchtiger Verkäufer war, ſolch ein geriſſener Einkäufer und —

„Die rotkarierten Kragenſchoner werden wir im Leben nicht los," ſagte in dieſem Augenblick Meyers erſte Verkäuferin zu dem träumenden Chef; ſie war eben damit beſchäftigt einen großen Poſten dieſes unkuranten Artikels in die Kartons einzuordnen. Der Dekorateur hatte die rotkarierten Kragenſchoner geſtern aus dem Schaufenſter genommen, wo ſie zum ſiebzehnten Mal vergeblich ausgeſtellt waren; trotzdem ein Rieſenplakat ſie als echte oraginiſche Seide und als ungeheuer preiswert empfohlen hatte, war kein Paſſant auf die roten Karos hereingefallen. Fräulein Schulze ärgerte ſich, daß ſie die gräßlichen Dinger jetzt zum achtzehnten Mal wegräumen mußte; der Chef ſollte von dieſem Aerger auch ſein Teilchen abbekommen! Und deshalb wiederholte ſie noch einmal ſehr energiſch: „Werden wir im Leben nicht los!"

Herr Meyer wäre ſeiner erſten Verkäuferin am liebſten an den Hals gefahren und hätte ſie erdroſſelt. In dieſem Augenblick, wo ſeine Seele ſo wie ſo ſchon von Kummer übervoll war, ihn auch noch an die roten Kragenſchoner erinnern! Ihn, den geriſſenen Einkäufer erinnern an den einzigen Einkaufsfehler ſeiner langjährigen Praxis! Freilich — es war ein g r o ß e r Fehler geweſen. Gleich ein ganzes Groß! Alle die gleiche Farbe, einer wie der andere. Billig waren ſie

gewesen; nicht ganz eine Mark das Stück im Einkauf; die rohe Seide allein war mehr wert. Aber was half das? Die rohe Seide wäre verkäuflich gewesen — die karierten Kragenschoner waren vollkommen unverkäuflich, und wenn er sie um einen Groschen ausgeboten hätte.

„Werden wir im Leben nicht los!“ bemerkte Fräulein Schulze zum dritten Mal, indem sie das letzte Stück in die Schachtel schob. Aber Herr Meyer reagierte nicht auf die Anzapfung. Er dachte schon wieder an sein leeres Knopfloch und starrte durch die Glastür hinüber nach dem Portal des Hotels, als ob von dort die Erlösung für sein Leid kommen könnte.

Und sie kam — — —

Aus dem Portal des Hotels trat ein sorgfältig gekleideter, großer, schlanker Affe, überquerte die Straße, schritt direkt auf Meyers Ladentür zu, trat ein und präsentierte seine breit ausladende Visitenkarte, auf der zu lesen stand: „Conte Adolfo Steffannjo, Adjutant Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Ernesto von Draginien.“

Herr Meyer machte eine tiefe Verbeugung und fragte den langen Affen nach seinen Befehlen. Der Affe versuchte zunächst, sich in seiner heimatlichen Sprache verständlich zu machen, von der Herr Meyer bedauerlicherweise kein Wort verstand; da entschloß sich der Affe deutsch zu reden und sagte: „Chocheit braurt ein Tarentur.“ Und dann erklärte er ausführlich, Chocheit habe zwar von Draginien ein volles Vierteldutzend

Taſchentücher mit nach Europa genommen, leider habe Hoheit die läſtige Gewohnheit, in jedem europäiſchen Ballſaal der Dame, die ihm am meiſten imponiert, eines dieſer Taſchentücher zuzuwerfen; und es ſei für ihn — den Adjutanten — oft mit den unſäglichſten Schwierigkeiten verknüpft, dieſes Wurfgeſchoß am nächſten Tage wieder für den prinzlich oraginiſchen Taſchentuchbeſtand zurückzuerobern. Augenblicklich beziffere ſich dieſer Beſtand nur noch auf ein einziges Exemplar, wozu als erſchwerender Umſtand noch komme, daß der Prinz im nordiſchen Klima des deutſchen Reiches einen fürchterlichen Schnupfen bekommen habe. Und aufs Aeußerſte kompliziert werde die Angelegenheit dadurch, daß die Geſetze ſeiner Heimat dem Prinzen vorſchrieben, nur Taſchentücher von ganz beſtimmter Art zu benützen. Wenn davon ſich wenigſtens e i n e s auftreiben ließe . . .

Herr Meyer dachte an ſein leeres Knopfloch und verſprach: die Art der prinzlichen Taſchentücher möge ſo ſeltſam ſein, wie ſie wolle — er werde das Gewünſchte tot oder lebendig herbeiſchaffen, wenn . . . wenn . . . Hier fiel Herr Meyer aus der Satzkonſtruktion und fragte den langen Affen bedeutſam: „Hat Ihre Hoheit in Deutſchland ſchon einmal einen Orden verliehen?“

Der lange Affe grinſte und nickte: „Chocheit chaben jeden Tag ein Durend Orden verliren.“ — Da fing Herr Meyer an die Leiter hinaufzuklettern und hinunterzuklettern, ins Souterrain zu hüpfen und wieder

zurückzurasen, ins Privatkontor zu jagen und wieder in den Laden zu rennen, und jedesmal brachte er zwei Arme voll Taschentücherkartons zurück, bis sich die Schachteln zu ungeheuren Stößen auf den Ladentischen häuften ... Aber der lange Affe sagte jedesmal, wenn ein neuer Karton aufgeklappt wurde: „Ise nix richtix." Herr Meyer, der den Knopflochschmuck unter seinen Fingern zerrinnen fühlte, war der Verzweiflung nahe. Als kein Taschentuch mehr im Hause war, das der lange Affe nicht beschnüffelt und abgelehnt hatte, begann zwischen dem Chef und dem Kunden ein ausgiebiges Frage- und Antwort-Spiel. Und endlich hatte Herr Meyer es heraus: Seine oraginische Hoheit wünschen ein längliches, rechteckiges Taschentuch aus rotkarierter, echt oraginischer Seide. — Ein Griff ... ein Ruck ... vor der platten Nase des langen Affen flatterte einer von den rotkarierten Kragenschonern, emporgehalten von der Hand des glücklichen Herrn Meyer. Durch den Körper des langen Affen lief ein freudiges Zittern. „Cha!" fauchte er mit seligem Grinsen, „Cha! das ise richtix! Geppen Sie, geppen Sie!"

Aber Herr Meyer gab nicht. So schlau war Herr Meyer schon lange, daß er wußte: exotische Kunden läßt man v o r Empfang der Waren zahlen. Der Kaufpreis, der hier vereinbart war, erforderte doppelte Vorsicht: erst gebt mir den Orden, dann kriegt ihr den Kragenschoner! Herr Meyer sollte sofort erkennen, wie wohl seine Vorsicht angebracht war; denn der lange

Affe ſtammelte auf dieſe Mahnung die verlegene Antwort: „Schatte, ſchatte! Cheſtern chaben Chocheit letztes Orden wergegeppen, was wir chaben mitgebrart nach Eiroppa.“

Herr Meyer war wütend. „Führen Sie den Herrn zum Laden hinaus!“ donnerte er die Verkäuferin an. Glücklicherweiſe verſtand das der lange Affe nicht. Und die Verkäuferin war ruhiger geblieben als ihr Chef, dem ſie jetzt mit Eifer empfahl, doch wenigſtens die ſchöne Gelegenheit zum Abſtoßen ſeiner greulichſten Ladenhüter nicht aus den Fingern zu laſſen; beim Juwelier an der Ecke liege ſchon ewig ein großer oraginiſcher Orden im Schaufenſter, mit Preis, für vierzig Mark; um das Geld, daß ſich jetzt dem langen Affen abknöpfen ließe, könne Herr Meyer ſich gewiß den Orden ſelber kaufen. — So ſprach Fräulein Schulze, die nicht wußte, daß man gekaufte Orden nicht tragen darf, ſondern nur verliehene ... Aber Herrn Meyer durchzuckte ein Gedanke: „Wenn ich mir den Orden ſelbſt kaufe,“ fragte er den langen Affen, „geben Sie mir wenigſtens die Verleihungsurkunde dazu?“

„Aber chern,“ grinſte der Affe, „Verleirungsurchunden chaben wir noch chenuck! Chab ich ſogar in meine Taſche!“

Nun ſchwamm Herr Meyer wieder oben. Durch die Behauptung, in Europa kauften die Prinzen nie weniger als zwölf Dutzend Taſchentücher auf einmal, zwang er den langen Affen, ihm das ganze Groß Kragen-

ſchoner abzunehmen. Als Preis wurde zehn Mark pro Stück vereinbart, und der lange Affe zahlte in vollwertigen Reichsbanknoten. Während Herr Meyer die Quittung für die oraginiſche Staatskaſſe und der lange Affe die Verleihungsurkunde ausſchrieb, lief Fräulein Schulze zum Juwelier, um den Orden zu kaufen. Sie blieb ein wenig lang, da der gewiſſenhafte Goldſchmied ſtatt des verſtaubten roten Ordensbandes ein neues einzog. Der lange Affe, der zu ſeiner Hoheit zurückkehren wollte, gab Herrn Meyer die Urkunde, in der noch die nähere Bezeichnung des Ordens fehlte und bat ihn, „das leere Platz nachträglich ſelbſt auszufüllen". In dem Augenblick, da der lange Affe mit dem Paket abziehen wollte, erſchien Fräulein Schulze in der Ladentür. Hoch ſchwenkte ihre Rechte den großen Orden am roten Bande. Der lange Affe ließ vor Schrecken das Paket fallen. „Der iſe cha zum Chalſe cheraus zu traggen und verleirt den erbliren Addel?!" ſtotterte er. Aber mit einem Blick auf ſein inhaltsſchweres Paket faßte er ſich raſch und ſagte: „Urchunde iſt Urchunde. Fillen Sie nurr das leere Platz aus. Atchö Cherr von Meyer!"

Und Herr von Meyer ſagte zu ſeiner erſten Verkäuferin: „Sehen Sie? Wenn ich nun damals das Groß Kragenſchoner nicht gekauft hätte?"

Der Kuratel-Kandidat.

„Herr Juſtizrat, eine Daaahme!“ meldete der Büro-Vorſteher.

Der Büro-Vorſteher hatte ſein ſchmieriges Jackett zugeknöpft, was er ſonſt niemals zu tun pflegte. Er hatte ferner ſeine Krawatte zurechtgerückt, was er ſonſt ebenfalls nie zu tun pflegte. Und er war während der Meldung noch immer damit beſchäftigt, ſeine Friſur in Ordnung zu bringen, wobei er die geſpreizten Finger ſeiner linken Hand als Bürſte benützte.

„Sie iſt alſo jung und hübſch?“ fragte der Juſtizrat, der ein Menſchenkenner war.

Der Büro-Vorſteher beſann ſich auf eine paſſende Antwort. Aber da er in dieſem Augenblick innerlich als M a n n empfand, ſo dauerte es eine ganze Weile, bis er ſeine Gefühle in jenes aktenmäßige B ü r o-d e u t ſ ch übertragen hatte, das er für die einzige Ausdrucksweiſe hielt, die einem juriſtiſchen Beamten im Verkehr mit ſeinem Vorgeſetzten erlaubt iſt. Endlich ſagte er: „Jung und hübſch dürfte für die quäſtionierte Dame noch nicht die erſchöpfende Beſchreibung ſein,

Der Kuratel-Kandidat

dieſelbe iſt vielmehr eine mit außergewöhnlicher Eleganz gekleidete auffallende Schönheit, und ſchätze ich das von ihr verwendete Parfüm auf annähernd zwanzig Mark den Flakon."

Da wartete der Juſtizrat keinen weiteren geſprochenen Schriftſatz mehr ab, ſondern befahl, daß man die quäſtionierte Dame ſchleunigſt ins Allerheiligſte treten laſſe . . .

Die junge Dame, deren Beſchreibung wir uns erlaſſen können, weil die gewünſchten Einzelheiten ſich teils aus dem Geſagten, teils aus dem noch zu Sagenden ergeben, rauſchte herein. Der Juſtizrat geleitete ſie zu dem Seſſel, auf dem nur die beſtſituierten Klienten Platz nehmen durften und ließ ſie ſprechen. Natürlich ſtand der Seſſel ſo, daß das helle Licht des klaren Wintermorgens voll auf das pikante Geſicht der eleganten Klientin fiel. Und der Juſtizrat genoß mit Kennerblicken die reizvolle Art, in der das kleine knallrotgeſchminkte Mündchen ſich öffnete und ſchloß, während die ſympathiſche Soubrettenſtimme den „Fall" klarzulegen verſuchte.

„Ich heiße Klara Sommer," ſo fing die kleine Geſchichte an, „aber ich nenne mich Claire L'été, ſeit ich am Melpomene-Theater engagiert bin. Das macht ſich wahrſcheinlicher — bei meiner Figur. Und, um die Sache kurz zu machen, Herr Juſtizrat —"

„Oh, bitte, ich habe Zeit . . ." ſchaltete der mit einer kleinen Verbeugung ein.

„Um die Sache kurz zu machen," beharrte das ſchöne

Fräulein, „will ich Ihnen den Brief vorleſen, den man mir vor einigen Tagen in die Garderobe geſchickt hat. Er lautet:

„Gnädiges Fräulein,

es unterliegt keinem Zweifel, daß Sie die pikanteſte Dame ſind, die Berlin zu beherbergen das Glück hat. Von dem, was ich „meinen Typ" nennen möchte, ſind Sie der Gipfel. Sie würden mich zum Glücklichſten aller Spree-Athener machen, wenn Sie mir geſtatten wollten, mich Ihnen zuliebe zu ruinieren. Wenn Sie mir einen Beſuch abſtatten wollen, einen einzigen, kurzen Beſuch, ſo will ich Ihnen in uneigennützigſter Weiſe mein ganzes Vermögen zu Füßen legen. Und daß das keine Kleinigkeit iſt, was ich bei der Deutſchen Bank an barem Gelde liegen habe, darüber erteilt Ihnen auf Wunſch jedes beſſere Auskunftsbüro eine zuverläſſige Information.

Ganz der Ihre
Fritz Schulz-Horſt."

Sie faltete den Brief zuſammen und ließ ihn in der geräumigen hellgelben Ledertaſche verſchwinden.

„Offenbar iſt es jetzt Ihre Abſicht," folgerte der Juſtizrat, „gegen dieſen Herrn mit dem ſchönen Doppelnamen die Beleidigungsklage anzuſtrengen?"

Claire L'été ſtutzte. Dies ſchien weniger ihre Abſicht geweſen zu ſein.

„Wenn auch nicht gerade das, Herr Juſtizrat, ſo möchte ich doch . . . aber es iſt vielleicht beſſer, wir bleiben in der Reihe. Ich habe dem Herrn mit dem

Doppelnamen auf ſeinen ſonderbaren Brief eine noch ſonderbarere Antwort gegeben. Hier iſt die Abſchrift davon. Ich ſchrieb ihm:

„Mein Herr,

es unterliegt keinem Zweifel, daß Sie der uneigennützigſte von allen Bewunderern meiner Schönheit ſind. Nun könnten Sie aber trotz alledem in Ihrer Uneigennützigkeit noch einen Schritt weitergehen. Wozu laden Sie mir die Laſt auf, daß ich Sie erſt noch perſönlich beſuchen ſoll? Die Poſt iſt ja ſo zuverläſſig. Wenn Sie ſich mir zuliebe ruinieren wollen, ſo brauchen Sie ja nur ein Scheckformular zu unterſchreiben und es mir zuzuſenden. Sie brauchen ſogar nicht einmal die Ziffer auszuwerfen. Ich werde mich bei der Bank nach Ihrem Guthaben erkundigen und gewiſſenhaft die richtige Ziffer in das ſchraffierte Feld einſetzen.

Ihre im voraus verbindlichſt dankende
Claire L'été."

„Brillant!" amüſierte ſich der Juſtizrat, „dieſe Ironie hat er natürlich begriffen —"

„Kann ſein!" fuhr die ſchöne Claire fort, „ſeine Antwort hieß:

„Teuerſte!

Ich darf Sie mit einigem Recht „Teuerſte" nennen, denn wenn Sie mir es auch noch nicht ſind, ſo hoffe ich, daß Sie es mir werden. Ich bin mit Ihrem Vorſchlag vollkommen einverſtanden. Sie ſollen das unterſchriebene Scheckformular haben und

es mit derjenigen Zahl ausfüllen dürfen, die Ihnen beliebt. Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen sogar noch eine besondere Urkunde dazu, in der ich erkläre, daß Sie in alle Rechte eintreten, die sich aus dem Scheck, wenn er ausgefüllt sein wird, ergeben werden. Aber es wird notwendig sein, daß Sie in den Status meines Bankkontos Einblick nehmen, um die rechte Ziffer wählen zu können. Die Bank erteilt Ihnen eine solche Auskunft nicht. Dazu wäre es schon nötig, daß Sie mir den früher erwähnten kurzen Besuch nun doch machen, damit ich Ihnen mein Bankbuch vorlegen kann. Dann wird alles, was darin steht,

ganz das Ihre!

Fritz Schulz-Horst.

Nachschrift: Beeilen Sie sich. Meine Verwandten haben Wind von der Sache bekommen und wollen mich unter Kuratel stellen lassen."

„Jetzt wird's interessant," sagte der Justizrat leise und trommelte mit den Fingern auf den Tisch. „Sind Sie denn nun hingegangen oder sind Sie nicht hingegangen?"

Claire L'été machte einer jener großen Kunstpausen, die ihrem dramatischen Lehrer einst so unendliche Schwierigkeiten verursacht hatten. Dann griff sie in die hellgelbe Ledertasche, holte ein kleines, schmales Papier hervor und seufzte: „Hier ist der Scheck, Herr Justizrat!"

„Donnerwetter," brummte der alte Herr und strich seinen graumelierten Schnurrbart in die Höhe. „Sie

treiben's aber ein bißchen toll. Hunderttausend Mark?"

„Ach, das war noch lange nicht sein ganzes Guthaben. Ich war eigentlich noch viel zu bescheiden, wenn ich's mir recht überlege."

„Das entzieht sich meiner Beurteilung, gnädiges Fräulein."

„Wenn Sie bedenken, daß ich mich wiederholt zu ihm bemühen mußte, weil die ersten Male das Bankbuch gerade zum Nachtragen bei der Bank lag ..."

„Selbst dann muß ich gestehen, daß es mir nicht zu wenig erscheint, wenn Sie hunderttausend Mark bekommen haben."

„Bekommen haben ... Das ist es ja eben, Herr Justizrat. Deshalb bin ich bei Ihnen. Bekommen hab' ich das Geld nicht. Die Bank macht Schwierigkeiten."

„Aha, da ist das Guthaben nicht hoch genug?"

„Oh, doch. Ich sagte es ja schon ..."

„Bezweifelt man die Echtheit der Unterschrift?"

„Auch das nicht."

„Aber was hat denn dann die Bank? Dann muß sie doch einfach bezahlen. Das werden wir bald haben."

„Oh, wie mich das freut, daß wir das bald haben werden. Wissen Sie, Herr Justizrat, die Bank sagt lauter solch dummes Zeug, das ich gar nicht verstehe. Das ist also nicht schlimm?"

„Was ist nicht schlimm?"

„Daß rechts die Zahlenreihe an dem Scheck abgeſchnitten iſt.“

„Himmelkreuzmillionenſchockſchwerenot . . . das ſeh' ich ja jetzt erſt. Richtig da fehlt ja die ganze Zahlenreihe! ohne die bezahlt keine Bank einen Pfennig für den Scheck!“

„Können wir nicht eine Reihe Zahlen drankleben, Herr Juſtizrat?“

„Drankleben? Ein Scheck iſt keine Invaliditätsverſicherungskarte!“

„Aber ich hab's doch ſchriftlich, ſehen Sie, hier, daß ich in alle Rechte eintrete, die ſich aus dieſem Scheck ergeben?“

„Jawohl. Sie haben es ſchriftlich, daß Ihnen mit allen Rechten ein Scheck gehört, an dem die Zahlenreihe fehlt. Sie haben die Rechte auf einen Scheck, aus dem ſich keine Rechte ergeben.“

Da ſprach die kleine Claire ſehr geknickt: „Was meinen Sie, Herr Juſtizrat, wenn ich verſuchen würde mich in Güte mit dem Herrn zu einigen?“

„Immerhin eine Idee. Ich ſetze Ihnen einen Brief auf für dieſen ‚Verſuch in Güte‘ . . .“

Da ſagte die kleine Claire noch geknickter: „Was die Güte anbelangt, die verſuche ich lieber perſönlich.“

Und während Claire in der hellgelben Ledertaſche nach ihrem gleichfarbigen Geldtäſchchen herumangelte, meinte der Juſtizrat: „So? Na, dann grüßen Sie wenigſtens den Herrn mit dem ſchönen Doppelnamen von

mir, und ſagen Sie ihm, ſein gröbſter Schwindel ſei die Drohung, daß er nächſtens unter Kuratel käme. Im ganzen Leben kommt keiner unter Kuratel, der ſo vorſichtig mit dem Geld umzugehen verſteht."

Die Frau und das Kursbuch.

Der Diener des Kommerzienrats klappte den Wagenschlag hinter uns zu.

„Ich habe alles gehört," sagte meine Frau, lehnte sich in die Polster zurück und begann zu schluchzen.

Wenn ich nun gefragt haben würde, was sie eigentlich gehört habe, so würde ich es nie und nimmer erfahren haben. Ich fragte also nicht, schwieg beharrlich, und infolgedessen sagte sie es mir. „Ich habe ganz deutlich gehört, wie du dich mit dem Kommerzienrat in der Salonecke über mich lustig gemacht hast. Er hat erzählt, daß seine Frau sich nicht im Kursbuch zurechtfindet, und da hast du dich so recht in die Brust geworfen und hast deklamiert: „Wenn es in der Unterwelt Kursbücher gegeben hätte, hätten die Danaiden, statt ein bodenloses Faß zu füllen, einen Zug im Kursbuch nachschlagen müssen!"

„Aber Kind! Deshalb weinst du? Das geht doch nur auf die Kommerzienrätin."

„Nein, das geht auf mich. Wo ich übermorgen zur Tante nach Stolp fahren soll!"

„Aber, Kind! Du — du biſt doch eine Ausnahme. Du — du kannſt alles. Du könnteſt dich auch im Kursbuch zurechtfinden, wenn du wollteſt. Du —"

„Halt!" unterbrach ſie mich, und ihr Tränenſtrom verſiegte mit beängſtigender Plötzlichkeit. „Ich will!"

„Was willſt du?"

„Ich will mir ſelbſt meinen Zug nach Stolp im Kursbuch nachſehen. Du darfſt mir nicht dabei helfen. Schwöre mir, daß du keinen Fahrplan anſehen wirſt von jetzt bis ich im Zug ſitze! Und daß du mir auch nicht den mindeſten Rat geben wirſt!"

Meine Frau hatte den ganzen Abend über allerliebſt ausgeſehen. Um des lieben Friedens willen ſchwor ich alſo. . . .

Als ich am Morgen vor meine Bibliothek trat, war das große Fach ausgeräumt, worin ich ſeit zehn Jahren all meine Hendſchels, Storms, Königs und Reichskursbücher ſammle; ich ging in das Zimmer meiner Frau: richtig, da war ſie eben dabei, die ganze Fahrplanherrlichkeit fein ſäuberlich auf den Diwan zu ſetzen. Von meiner Anweſenheit wurde keine Notiz genommen; ich wurde vollkommen als Luft behandelt. So ſetzte ich mich denn ſchweigend auf eine kleine Truhe und ſah zu, was ſich wohl weiter entwickeln würde. Meine Frau griff nun aufs Geratewohl eines von den Büchern heraus und — glücklicherweiſe ſpielte ihr ein freundlicher Zufall die Perle meines Beſtandes in die Finger: das Reichskursbuch! Sie trug das große, ſchwefelgelbe, ſchwere

Buch ans Fenſter zum Nähtiſchchen, blickte eine Weile ſinnend durch die Scheiben nach dem Hauſe vis-à-vis, warf endlich einen verachtungsvollen Blick nach der Ecke, in der ich ſaß, ſchlug dann das Buch auf und blätterte mit ſchönem Gottvertrauen darin herum. Aber nicht in den vorderen Seiten, wo das Regiſter iſt, ſondern in dem zweiten Drittel des Buches, wo die „wichtigeren Verbindungen nach Aegypten“ verzeichnet ſtehen. Ich trat etwas näher hinzu. Sie ſah ſich die Züge an, die von Kairo nach Aſſuan fahren und von Benha nach Ismailia; und auf ihrem hübſchen Geſichtchen ſtand deutlich zu leſen: „Jetzt wird der Himmel ein Wunder tun, und mitten zwiſchen dieſen Zügen muß nun plötzlich der ſtehen, mit dem ich morgen von Berlin nach Stolp fahren will.“

Das Gottvertrauen verſagte, die himmliſche Allmacht funktionierte nicht, und die Verſtimmung über dieſen Mißerfolg kehrte ſich gegen mich, den unſchuldigen Zuſchauer. „Ja, wenn du immer daſtehſt und ſiehſt mir auf die Finger, da kann ich natürlich den Zug nicht finden.“ Da mir die ſtrenge Logik dieſes Zuſammenhangs ohne weiteres einleuchtete, begab ich mich in ein anderes Zimmer. Ich wollte nicht ſchuld daran ſein, daß meine Frau ihren Zug nicht fand.

Beim Mittageſſen riskierte ich die ſchüchterne Anfrage, ob die richtige Stelle im Fahrplan jetzt entdeckt ſei. — „Kannſt du es nicht abwarten, bis du mich loswirſt?“ war die Antwort.

„Wann fährſt du nun?“ fragte ich beim Abendbrot zweimal, ohne einer Auskunft gewürdigt zu werden. Erſt beim dritten Male ward mir Beſcheid: er lautete: „Wenn du nun nicht aufhörſt, ſo ironiſch zu ſein, kannſt du aber etwas erleben!“ — Da beſchloß ich, den Dingen ihren Lauf zu laſſen. An dieſem Tage fragte ich nicht weiter. Am nächſten Vormittag ebenfalls nicht. Nachmittags, während ich gerade mitten in der Arbeit am Schreibtiſch ſitze, kommt meine Frau in mein Zimmer geſchritten. Reiſefertig. Blaue Rieſenmütze, wallender Schleier, Tropenpaletot: „Ich reiſe ab. Unten ſteht die Gepäckdroſchke. Begleiteſt du mich zum Bahnhof?“ — Während ich raſch meinen Hut hole, geht ſie ſchon hinunter. An der Droſchke angelangt, will ich dem Roſſelenker Beſcheid ſagen: „Alſo, Kutſcher, fahren Sie uns nach dem ...“ — „Er weiß ſchon!“ triumphiert meine Frau. Der Wagen fährt los und fährt und fährt und hält ſchließlich im fernen Oſten von Berlin vor dem Görlitzer Bahnhof. Heiliger Vater! Während alle Züge nach Stolp am entgegengeſetzten Ende Berlins abgehen, nämlich am Stettiner Bahnhof! „Aber, Kind, du fährſt ja nach dem falſchen ...“ will ich ausrufen, aber mir wird mit dem ernſteſten Tone das Wort abgeſchnitten: „Pardon, lieber Edgar, ich muß dich an deinen Eid erinnern; du haſt geſchworen, mir auch nicht den mindeſten Rat zu geben!“

Ich durfte es alſo nicht ausſprechen. Aber der Gepäckträger, dem meine Frau befahl, ihr die Sachen

an den Zug nach Stolp zu bringen, der durfte es aussprechen. Und er tat es recht deutlich. Wir saßen sehr bald wieder mit dem ganzen Gepäck in unserer Droschke und fuhren nach Hause. „Daß man sich im Bahnhof irrt, kann in Berlin jedem mal passieren," sagte meine Frau, „und im übrigen bist du schuld an der ganzen Geschichte. Wenn die Droschke nicht auch noch auf dich hätte warten müssen, hätte ich jetzt noch reichlich Zeit für den Stettiner Bahnhof! Aber so fahre ich eben morgen mit dem gleichen Zug."

Dreiundzwanzig Stunden lang bekam ich zu Hause kein freundliches Gesicht zu sehen, dann saßen wir wieder mit dem ganzen Gepäck in einer Droschke und fuhren in der Richtung nach dem Stettiner Bahnhof, dem Zuge entgegen, den meine Frau sich allein und eigenhändig ausgesucht hatte. „Nach Stolp!" rief meine Frau dem Gepäckträger zu; sie war sehr glücklich, als der blaubluſige Herkules ohne Widerrede nach ihrem Gepäck griff. Als er die ersten Stücke auf die Schultern geladen hatte, fragte er: „Fahren Sie heute abend mit dem Bummelzug oder morgen früh mit dem Schnellzug?" Nach längerer Debatte ergab sich, daß der Zug, mit dem meine Frau fahren wollte, ein Ferienertrazug war, der am nächsten Ersten abging. Wenigstens konnten wir heute das Gepäck an der Bahn lassen.

Am nächsten Tage fuhren wir etwas zeitiger von Hause ab — allerdings wieder in einer Gepäckdroschke; denn es hatte sich inzwischen ergeben, daß

beim Einpacken mancherlei vergeſſen worden war. Diesmal hatte meine Frau den Zug vollkommen richtig nachgeſehen! Auf die Minute richtig! Abfahrt genau elf Uhr dreißig! Bloß nicht elf Uhr dreißig *vormittags*, wie meine Frau meinte —, ſondern elf Uhr dreißig *nachts*! Wir ließen den zweiten Teil des Gepäcks an der Bahn und verſprachen, morgen wiederzukommen.

Ich wußte, daß es noch eine große Zahl von anderen Möglichkeiten gibt, wie man einen Zug falſch nachſehen kann, und verſuchte, an dem Schwur, der meinem Auge das Kursbuch verſchloß, ein wenig zu rütteln. Meine beſſere Hälfte blieb unerbittlich, obwohl ihr zwiſchen alle Sätze, die ſie ſprach, ein tränenſchwangeres Schlucken glitt. Ich machte mich alſo darauf gefaßt, ſie noch manches liebe Mal mit negativem Erfolge zum Bahnhof zu geleiten und ſetzte mich am nächſten Morgen voll ſtummer Ergebenheit neben ſie in die Straßenbahn. Jawohl — in die Straßenbahn; denn *das bißchen* Gepäck, das ſich inzwiſchen noch als mitnahmebedürftig erwieſen hatte, konnten wir bequem in der Hand tragen. Wir ſtiegen am Stettiner Bahnhof aus und waren beide ſehr geſpannt auf die neue Nuance, die uns heute beſchert ſein ſollte. Aber weder am Billettſchalter noch am Gepäcktiſch erhob ſich der leiſeſte Einwand gegen die heutigen Reiſepläne meiner Gattin. Zweifelnden Mutes betreten wir den Bahnſteig —

und richtig! Da ſteht er! Der Zug nach Stolp! Fertig zur Abfahrt! Ein richtiggehender Schnellzug!

„Ein Schnellzug ſollte es eigentlich dem Fahrplan nach gar nicht ſein!“ ſagte meine Frau, als ſie einſtieg. „Im Kursbuch ſteht er als Vorortzug. Sieh doch einmal, wieſo das kommt. Der Fahrplan liegt auf dem Nähtiſchchen, die Seite hat ein Eſelsohr, meine Häkelnadel liegt bei dem Blatt, und die Stelle iſt mit Bleiſtift angeſtrichen! — Daß doch in den Fahrplänen alles falſch ſteht! Schreib mir bitte nach Stolp, wieſo es kein Vorortzug war.“

„Zurücktreten!“ ſchrie mich der Türſchließer an, und davon rollte meine ſtolze Gemahlin. . . .

Ich ging nach Hauſe, und obwohl es nach Stolp überhaupt keine Vorortzüge gibt, ſah ich als pflichtgetreuer Gatte nach, warum nun gerade dieſer kein Vorortzug war. Das Kursbuch, worin meine Frau den Zug gefunden hatte, lag auf dem Nähtiſch. Es war genau zehn Jahre alt und konkurrenzlos das älteſte aus meiner ganzen Kursbuchſammlung. — An der eſelsohrigen Seite lag die Häkelnadel; es war eine Seite, auf der keine Züge nach der pommerſchen Kreisſtadt Stolp verzeichnet waren, wohl aber die Verbindungen nach dem märkiſchen Dörfchen Stolpe, wohin man vom Stettiner Vorortbahnhof aus gelangen kann; und nach Stolpe fuhr vor zehn Jahren wirklich ein Vorortzug um die gleiche Tageszeit, um die heute der Schnellzug nach Stolp abgefahren war. —

Meine Frau hatte Stolp mit Stolpe verwechſelt, den Stettiner Vorortbahnhof mit dem Stettiner Hauptbahnhof, den Schnellzug mit dem Vorortzug, den neueſten Fahrplan mit dem älteſten ... und ſo kam es, daß ſie durch eine glückliche Verkettung von vier verſchiedenen Irrtümern den richtigen Zug endlich wirklich erwiſcht hatte!

Ich ſchrieb nun ausführlich nach Stolp, warum es kein Vorortzug geweſen war. Als Antwort ſchrieb ſie mir: „Ich erkenne immer mehr, wie bitter ich mich in dir getäuſcht habe.“ — Sie ſcheint alſo ihr Unrecht einzuſehen.

Inhalt

Das Füßchen der gnädigen Frau 1
Der Koffer auf der Gondel 10
Die feuerſpeiende Schreibmaſchine 22
Geſchrieben wie geſprochen 30
Mein Einbrecher 37
Wohltätige Zigarren 44
Der türkiſche Spion 51
Eroberung 61
Der Marmorpfad 69
Ein Engel mit Ehrenwort 77
Die hängende Ohrfeige 82
Wenn 91
„Es zieht“ 97
Die geſtohlenen Betten 104
Das freie Weib 113
Die fünf Eſel von Norderney 121
Ihre Perlenzähnchen 132
Er, ſie, es liebt 140
Eine neue Reklame-Idee 147
Das geſchenkte Kleid 157
Die roten Kragenſchoner 163
Der Kuratel-Kandidat 170
Die Frau und das Kursbuch 178

Druck von Mänicke u. Jahn in Rudolſtadt.

F 12

Princeton University Library
32101 066917517

Photomount
Pamphlet
Binder
GaylordBros.Inc.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1909

This Book is Due

P.U.L. Form 2

Princeton University Library
32101 066917517